

PLAYER ONE

64



1

Ich lief. Ich rannte um mein Leben. Seit Stunden rannte ich um mein Leben. Ich wurde nicht müde, denn die Müdigkeit war der Tod. Jeder Fehltritt war der Tod. Jede Unachtsamkeit war der Tod und meine Welt war hart. Aber ich war hier, weil ich hier sein wollte. Ich würde zurückkehren, so wie ich schon Dutzende Male zurückgekehrt bin. Ich hatte keine Ahnung, wer ich war, und es interessiert mich nicht im Geringsten. Vermutlich hatte ich nicht einmal so etwas wie eine Identität. Wozu auch? Machte sich ein Geetzter Gedanken um seine Identität, wenn Speere nach ihm geworfen wurden und tödliche Pfeile durch die brütendheiße Luft sirrten? Wer ich war, interessierte mich nicht, denn mich interessierte nur das Überleben. Ich rannte, um zu überleben, ich vermied den Tod. Das war meine Identität.

Das Grübeln überließ ich Philosophen.

Der Tempel lag vor mir, gigantisch und erhaben. Noch immer warfen die Eingeborenen ihre Speere nach mir, noch immer zischten die todbringenden Hölzer dicht an mir vorbei. Ich mußte jetzt ganz besonders achtgeben – ich kämpfte gegen den Leichtsinn und die Nervosität. Meine beiden Feinde, die sich immer in kritischen Situationen bemerkbar machten. Es waren nur noch ein paar Meter bis zum Tempel, vielleicht hundert, dann fünfzig, dann - ich war da. Angekommen am Fuße des riesigen Gebäudes. Ich mußte weiter. Nach oben. Ich hastete die Stufen empor und traute meinen Augen nicht, als ich große Steinquader auf mich zurasen sah. Das konnte, das durfte nicht sein. Nicht nach allem, was ich durchgemacht hatte. So *durfte* es nicht enden!

Ich warf mich zur Seite, und um ein Haar wäre ich mit in die Tiefe gerissen worden. Irgend jemand mußte dort oben stehen und sich einen Spaß daraus machen, Welle auf Welle der tödlichen Steine anzustoßen, die dann über die Stufen krachten und ihren Weg nach unten nahmen. Endlich, ein Eingang! Ich riß die Tür auf, hastete hinein. Wuchtig fiel das Portal hinter mir zu. Ich hatte überlebt – wieder einmal.

Erst jetzt spürte ich, wie mein Puls raste. Ich sah mich um, konnte aber anfangs nichts erkennen. Es dauerte eine Weile, bis meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Ich erkannte einen dunklen Umriß, es mußte eine große Säule sein. Fremdartige Zeichen waren eingeritzt, eine Art Bilderschrift mit Menschen, Tieren und Monstern. Eine Inschrift als Schmuck? Oder als Warnung?

Ich wußte, was kommen würde. Zurück konnte ich nicht, dort draußen waren Wilde, die mich sofort töten würden, wenn ich die Tür wieder öffnete. Es gab kein Zurück. Ich mußte tiefer in den Tempel. Dorthin, wo Fallgruben, Skorpione, Schlangen, Spinnen und weitere vergiftete Pfeile auf mich warteten.

Ich nahm den Streichholzbrief aus meiner Tasche und zündete eines der Hölzer an. Ich hatte noch eine Fackel bei mir, die bald den ganzen Raum erhellte. Meine Glieder schmerzten und erst jetzt machte sich die tiefe Erschöpfung

bemerkbar. Die Flucht vor den Eingeborenen hatte ihre Spuren hinterlassen. Ich hatte eine schmerzende Wunde am rechten Oberarm und mußte mir eingestehen, daß ich am Ende meiner Kräfte war. Ich stieß den Griff der Fackel in den weichen Lehm Boden und setzte mich an die große Säule.

Hier, im Innern des Tempels, war es erstaunlich kühl.

In meinem Etui waren noch drei Zigaretten, von denen ich mir eine anzündete. Irgend etwas stimmte nicht, irgend etwas war anders als sonst - ein unheimliches Gefühl stieg in mir auf. Erst jetzt - und sehr langsam, wurde mir meine Situation bewußt: Ich war mit knapper Not einem Stamm Wilder entkommen und saß verwundet in einem Aztekentempel. Das heißt, vermutlich war es ein Aztekentempel, ich verstand wenig von solchen Dingen. Schön und gut. Schön und gut?

Ich hätte *sterben* können, und ich *werde* vermutlich sterben, dort im nächsten Raum mit den Spinnen und Schlangen. Aber es beunruhigte mich nicht. Es war nicht einmal ungewöhnlich. Ich hatte das Gefühl, schon einmal hier gewesen zu sein - genau hier an dieser Stelle. Nachdem ich mit knapper Not den Wilden entkommen war. Den Wilden, die Speere nach mir geworfen hatten.

Ich dachte nach, denn jetzt konnte ich es mir leisten, nachzudenken. Jetzt, wo ich nicht unmittelbar bedroht war, da die Bedrohung ja erst im nächsten Raum lauerte.

Gut - ich kannte meinen Namen nicht und ich wußte nicht, warum ich hier in Südamerika war. Ich wußte nicht, welches Jahr wir hatten. Ich wußte nicht einmal, was ich hier sollte. Noch einmal nahm ich einen tiefen Zug von meiner Zigarette. Langsam kroch der blaue Dunst meine Kehle hinab, sogen sich meine Lungen voll und ich spürte die Wärme. Dann blies ich den Rauch aus - die Luft stand still und vor mir entstand eine große, blaue Wolke.

Denke nach. Denke einfach nach, Namenloser...

2

Ich drehte mich um und betrachtete noch einmal die Säule, an der ich mich angelehnt hatte. Die Zeichen waren von einer fremdartigen Schönheit, die mich sofort in ihren Bann zog.

Über all meinen Gedanken brütend, bemerkte ich meine Zigarette erst wieder, als die Glut meine Finger erreicht hatte. Fast hätte ich mich verbrannt. Ich nahm den Stummel, entzündete daran eine weitere Zigarette, meine vorletzte, und drückte ihn auf dem Boden aus. Obwohl sich ihre Flamme kaum bewegte, warf die Fackel seltsam tanzende Schatten an die Wand.

Noch immer verharrte ich, reglos an die Säule angelehnt. Meine Finger waren inzwischen eiskalt geworden.

Ich sah die Zigarette an und mußte unweigerlich an das menschliche Leben denken. Die Lebensspanne, als Zigarettenlänge gesehen, ist nicht besonders lang. Am Ende ist ganz einfach alles Leben aufgebraucht und dann kommt die nächste Zigarette an die Reihe. Zigarette für Zigarette, Atemzug für Atemzug verflüchtigt sich das Leben. Vermutlich war all das hier ein Traum. Und ich hatte, noch während ich träumte, die Symbolik entschlüsselt: Die Zigarette war also das Leben. Warum nur zum Teufel hatte ich ausgerechnet *drei* Zigaretten? Drei war an und für sich keine besondere Zahl. Nicht zu vergleichen mit der (göttlichen) Eins oder der (rationalen) Zwei oder der (mystischen) Sieben, der (für die Ewigkeit stehenden) Acht oder der (magischen) Zwölf. Doch drei? – es war allenfalls noch die heilige Dreifaltigkeit, die der Zahl etwas Besonderes verlieh.

Aber ich hatte keine Lust, tiefer in die Geheimnisse der Numerologie abzugleiten. Ich hatte Lust, weiterzukommen. Die nächste Tür zu öffnen. Diejenige, die in den Raum mit den Schlangen und den Skorpionen führte.

Doch davor – die dritte und letzte Zigarette. Ich war zum Kettenraucher mutiert. Aber das war egal. Alles war egal in dieser Welt hier. Ich öffnete die Tür, rannte über den gemusterten Boden des Tempels und trat in einen Skorpion, der mich mit seinem Gift tötete.

Innerhalb von Sekunden schied ich dahin, völlig schmerzlos.

Es war nicht der Rede wert.

3

Ich lief. Ich rannte um mein Leben. Seit Stunden rannte ich um mein Leben. Ich wurde nicht müde, denn die Müdigkeit war der Tod. Jeder Fehltritt war der Tod. Jede Unachtsamkeit war der Tod und meine Welt war hart. Aber ich war hier, weil ich hier sein wollte. Ich würde zurückkehren, so wie ich schon Dutzende Male zurückgekehrt bin.

Ich lief auf den Tempel zu. Speere verfehlten mich nur knapp – ich sprang über sie oder duckte mich unter ihnen. Ich rannte die Tempelstufen empor und wick Steinquadern aus, die auf mich herabzufallen drohten. Als ich endlich im Innern des Tempels angekommen war und ich eine Säule mit einer mir fremden Inschrift entdeckte, wunderte ich mich.

Ein Déjà-vu? Es kam mir vor, als sei mir alles vertraut. Der Raum, die Fackel, selbst die Fremdheit der Zeichen schien mir vertraut. Ich fühlte mich, als sei ich hier schon gewesen. Ich griff nach meinen Zigaretten und stellte fest, daß ich nur noch drei übrig hatte. Aber Enthaltsamkeit war noch nie meine Stärke gewesen, und nach all dem, was ich erlebt hatte, hatte ich mir eine kleine Belohnung verdient. Zumal ich ja in den nächsten Sekunden bereits getötet werden konnte.

*Getötet...*der Gedanke machte mir keine Angst. Nicht einmal der Tod selbst machte mir Angst, so sehr er sich auch bemühte, schrecklich auszusehen in seiner schwarzen Kutte, so bedrohlich er auch seine Sense schwang. Und warum machte er mir keine Angst? Weil er nicht existierte.

Sicher - man konnte getötet werden, aber es gab den Tod nicht als Zustand. Schon gar nicht als Dauerzustand. Nicht, daß ich es irgendwie hätte beweisen können. Ich war ja schließlich nicht Gott, sondern nur ein einfacher...Ja, was eigentlich? Ein Aztekenforscher? Ein entlaufenes Menschenopfer? Niemand hatte mir gesagt, wer ich war. Niemand konnte es mir sagen. Jedenfalls nicht hier. Die Wilden dort draußen zu fragen wäre keine gute Idee, abgesehen davon gab es ja kein Zurück hier, so viel hatte ich schon herausgefunden.

Ich stand am Anfang einer langen Reise: Route und Ziel waren ungewiß.

Ich mußte zunächst etwas herausfinden über diese Welt. Über Speere zu springen oder sich unter ihnen zu ducken mochte ein passabler Zeitvertreib sein – aber ich begann, mich dabei unwohl zu fühlen. Vermutlich war ich überqualifiziert, aber was tat man nicht alles, um am Leben zu bleiben? Wo war ich stehen geblieben? Ach ja, der Tod. Ich ahnte, daß er nicht existierte. Ich ahnte, daß ich schon einmal gelebt hatte. Dies war, wie gesagt, nur meine Meinung, durch keinerlei Beweis zu unterlegen. Trotzdem war mein Glaube unerschütterlich.

Vermutlich warfen sie deswegen mit Speeren nach mir. Sie warfen und sie verfehlten. Warum? Weil ich mich duckte und weil ich sprang. Ducken und springen sind sozusagen das A und O in meiner Welt. Man könnte meinen, es sei möglich mich von hinten mit einem Pfeil zu töten – das war ein Irrglaube.

Ich lief nach vorne und alle Pfeile kamen von links oder rechts, so einfach war das. Flog ein Pfeil niedrig, so sprang ich, flog er hoch, so duckte ich mich. Auf diese Weise überlebte ich.

Pfeile von hinten oder von vorne sind nicht nur verboten, sondern unmöglich. So wie das stehenbleiben außerhalb des Tempels. Alles Dinge, die nicht existierten in dieser Welt. Und das machte alles so liebenswert: Die Welt hier, so geheimnisvoll und gefährlich sie war, folgte festen Regeln. Hatte man diese Regeln einmal erkannt, so war man erfolgreich und überlebte.

Trat dennoch der Tod ein, so war dies zwar lästig, aber nicht unwiderruflich. Der vorzeitige Tod bedeutete nur, daß die Rückkehr ins Leben unter schlechteren Vorzeichen stattfand. Man wurde meilenweit zurückgeworfen, man verlor wertvolle Ausrüstungsgegenstände, die man erst wieder mühevoll sammeln mußte. Aber nichts war ewig. Und der Tod schon gar nicht. Der Tod, oder besser der Zustand des Totseins, so wie ich ihn kennenlernte, dauerte nur ein paar Sekunden. Und das darauffolgende Leben war so spannend und schön wie jedes Leben davor. Leben bedeutete, Erfolg zu haben und weiterzukommen. Tod bedeutete einen Rückschlag, er war jedoch kein Beinbruch.

Aber genug philosophiert.

Ich kauerte noch immer auf dem Boden des Tempels, war verwundet, ausgehungert und fror. Und fühlte mich dennoch sawohl. Warum? Weil ich weder die Verletzung noch den Hunger oder der Kälte spürte. Weil ich mich auf andere Dinge konzentrierte. Weil ich mich vertieft hatte, in diese Welt, die ich so sehr brauchte. Das Leben war schön. Und ich riß voller Energie die Tür zum nächsten Raum auf, ich lief los und sprang über all die Falltüren, Spinnen, Schlangen und Skorpione, ließ mich nicht beeindrucken von den vergifteten Pfeilen, die von uralten, diabolischen Mechanismen auf mich abgefeuert wurden. Und als ich die Piranhas im Fluß sah – und auch sie hinter mir ließ, war ich der glücklichste Mensch auf Erden. Ich lebte, und nicht einmal der Tod konnte mich davon abhalten, so sehr er sich auch bemühte, und so oft er mich ereilte.

4

Es mußte Anfang der achtziger Jahre gewesen sein. Sagen wir, 1982. Irgendwo da draußen war es vermutlich 1982 – das war das Letzte, woran ich mich erinnern konnte. Eine schlichte Zahl, bestehend aus vier schlichten Ziffern. Dort draußen, in der sogenannten *Realität*. Ich glaubte nicht mehr an sie. Wie lange ich schon hier war? Stunden oder Tage? Es spielte keine Rolle, denn dies war nicht die Realität. Dies war etwas anderes – etwas, das weitaus mehr zu bieten hatte. Es war, soviel wußte ich bis jetzt, kein Traum; Dafür war alles weitaus zu wirklich. So schlicht es auch erscheint. Wenn die Realität eine Welt von fünf Milliarden Menschen ist, jeder ausgestattet mit eigenen Gedanken, Worten, Handlungen...

Wenn die Realität aus unzähligen Plätzen, Gebäuden, Pflanzen und Tieren bestand...

Wenn die Welt schon allein durch ihre Komplexität ein Produkt des Wahnsinns war...

dann war die *Reduktion* die einzige rationale Alternative. Und irgendwann war es dann passiert: Ich bekam endlich einen Bezugspunkt. Den Bezugspunkt, den ich mir immer gewünscht hatte.

Gegenstände wurden reduziert auf geometrische Figuren. Auf Punkte, Kreise, Dreiecke und Quadrate. Mit diesen Formen ließ sich allerhand anstellen. Sie simulierten alles nur erdenkliche, vom Teekessel bis hin zum feuerspeienden Drachen. Es existierten 16 Farben. Meine Welt war spannend, aber immer übersichtlich. Ich vermißte die dritte Dimension nicht – sie war ganz einfach überflüssig. Eine zweidimensionale Welt hatte mehr Vor- als Nachteile. Zwei Dimensionen und 16 Farben erzwangen eine wunderbare, ästhetische Klarheit. Trotzdem ließ sich damit jedes noch so komplexe Bild erzeugen. Durch den Eintritt in den Bereich des Digitalen gewannen selbst Dinge, die ich in der Realität keines Blickes gewürdigt hatte, an Bedeutung. Allein ihre Existenz machte sie bedeutsam. Denn sie hätten nicht existiert, wenn sie keine Aufgabe gehabt hätten. Nichts war nutzlos, nichts war nebensächlich. Deswegen wurde ich zu einem gierigen Menschen, zumindest in meiner Welt: Ich gestehe, daß ich den Besitz von *allem* anstrebte, was in meiner Welt zu finden war.

Weil sich nämlich alles als entscheidend erweisen kann. Damals, zum Beispiel, als man mich zu Unrecht eingesperrt und mit der betrunkenen Wache zurückgelassen hatte...

Hätte ich zuvor nicht einen benutzen, weggeworfenen Kaugummi aufgesammelt, hätte ich nicht zudem ein kleines Stöckchen bei mir gehabt, dann wäre ich gehängt worden. Aber glücklicherweise konnte ich mir ein Werkzeug basteln: Ich saß in meiner Zelle und verband den klebrigen Kaugummi mit dem Stöckchen. Dann konnte ich zwischen den Gitterstäben hinauslangen, konnte mir den Schlüssel zur Zelle ergreifen und war frei. Seit diesem Ereignis sehe ich Kaugummi mit anderen Augen. Alles war wertvoll und alles hatte

seinen Platz in meinem Leben und auch im Gang der Geschichte. Der Gang der Geschichte war übrigens wesentlich; Es gab nur einen Gang, einen vorgefertigten Weg, den man gehen mußte. Links und rechts des Pfades waren ja die Wilden, die mit Speeren warfen und jeden Fehler bestrafte. Also blieb man auf dem rechten Wege bis man schließlich siegte. Wenn man tagein, tagaus solche rechten Wege ging, erkannte man so etwas wie ein System. Man entwickelte Instinkt. Und man begann, an die Vorsehung zu glauben: Das alles so kommen mußte, wie es gekommen war. Daß man selbst der Auserwählte war, der Retter künftiger Generationen. Wer auch sonst?

Es gab ganz einfach zu wenige Weltenretter. Außer mir tat es ja doch keiner. Die Kriegsgefangenen befreien. Sich den außerirdischen Würmern entgegenstellen. Die verdammten Sowjetraketen vom Himmel holen.

Ich meinte nicht, daß man sich wirklich gewöhnte, an das, was man tat – das wäre übertrieben. Aber mit der Zeit wurden die Visionen realer. Und auch diesmal schien mir die Welt es Wert zu sein, gerettet zu werden. Ich hatte also meinen Weg gefunden. Der Tempel der Azteken lag weit hinter mir und ich ahnte, daß ich einer verdammt großen Sache auf der Spur war. Weitaus größer noch als die 320 mal 200 Bildpunkte meines damaligen Gesichtsfeldes.

Ich war gerettet, ich hatte ein Abenteuer bestanden. Es wäre jedoch nicht das letzte. Ich lebte, weil ich noch gebraucht wurde. Das Dumme war nur, daß die Flucht ihre Spuren hinterlassen hatte, auch an mir. Ich war erschöpft, Hunger und Durst machten mir zu schaffen. Vielleicht waren sie sogar real. Vielleicht konnte ich mich nicht mehr auf eine digitale Rettung gefaßt machen. Ich spürte, daß etwas anders war als sonst.

Falls all dies hier, meine Gedanken und meine Erlebnisse doch ein Traum gewesen sein sollten, wäre es jetzt vermutlich an der Zeit, etwas Abstand zu gewinnen. Eine Pause zu machen. Aufzuwachen. Leider wußte ich nicht einmal, was mich erwarten würde, wenn ich erwachte, geschweige denn, ob ein Erwachen überhaupt möglich wäre. Und selbst wenn ich erwachte, würde ich Probleme bekommen. Was, wenn es 7:45 Uhr war und ich meine Sachkundemappe vergessen hatte?

5

Aufwachen war also nicht die Lösung. War ich letztendlich gefangen? Ich zweifelte nicht nur, sondern ich verlor den Boden unter den Füßen. Ich wußte nicht einmal mehr, ob das alles gut oder schlecht war, ob es mir gefiel oder mich erschreckte. Zugegeben, der Gedanke, aus der Realität gerissen zu werden, hatte etwas für sich. Andererseits war ein dauerhafter Abschied von der Realität vermutlich eher unangenehm, da er mit dem Verlust des Urteilsvermögens einherging.

Ich jedoch konnte urteilen, jedenfalls glaubte ich das. Was mir fehlte, war nicht der Realitätssinn, sondern die Realität selbst. Und nicht nur sie – selbst die Erinnerung an das, was ich vermutlich irgendwann einmal als real empfunden hatte, war verschwunden. Vielleicht war ich ein kleiner Stöpsel, Gattung Homo sapiens sapiens, Sol System, Planet Terra, Kontinent Europa, Eintausendneuhundertzweiundachtzig (alte Zeitrechnung). Genausogut konnte ich Szmirgul, Kommandeur der siebten Invasionsflotte von Tharausolus sein. Logisch gefolgert, und ich war ein Freund logischer Schlüsse, gefiel mir diese Vorstellung sogar weitaus besser.

Aber dies brachte mich nicht weiter. Ich mußte mit dieser Wirklichkeit fertigwerden, die ich hier, irgendwo in Südamerika, dem Tod durch die Speere knapp entronnen, vorfand. Und diese Wirklichkeit bestand aus Müdigkeit, Hunger und Durst. War ich gar gestraft und würde doch sterben? Ein für alle mal, ohne eine sofortige Reinkarnation, zweihundert Meter entfernt?

Wie auch immer, ich mußte zuerst etwas gegen den höllischen Durst unternehmen. Durst...ich wollte einfach Wasser. Klares, sauberes Wasser. Gab es so etwas überhaupt, hier im dichten Dschungel? Ich ging weiter. Meine Beine wurden schwerer und mein Geist driftete ziellos umher. Wenn jetzt ein Pfeil aus dem Gebüsch zischte – ich hätte keine Chance. Ich ging weiter, bis meine Knie irgendwann aufgaben. Ich wünschte mir sogar die Erlösung, den Tod und die Wiedergeburt. Aber niemand tat mir diesen Gefallen. Ich war auf mich selbst gestellt. Und verloren. Nichts war in meinen Taschen, nicht einmal mehr Zigaretten. Meine Augen fielen zu.

Als ich erwachte, war der Durst übermächtig geworden. Die Sonnenstrahlen suchten sich kleine Lücken im Dach der Blätter und schimmerten in gleißendem Licht. War dies mein Los, hier in der brütenden Hitze jämmerlich einzugehen wie eine vertrocknende Zimmerpflanze? Dann hätte ich versagt, schlimmer als je zuvor. Aber es war mir fast schon egal geworden. Wenn ich hier verreckte, dann machte ich mir auch keine Sorgen mehr um das Schicksal der Welt. Warum sollte ich auch? Sollte doch die ganze Welt verdursten!

Ich stand auf und hielt mich mühsam auf den Beinen. Ich ging weiter, Schritt für Schritt, bis meine Augen eine Stelle entdeckten, an welcher der Bewuchs lichter war. Ich ging darauf zu und sah die Sonne, die sich im Wasser eines ruhigen Flusses spiegelte. Wie konnte das geschehen sein? Ich war zusam-

mengebrochen, weil ich zu verdursten drohte - nur wenige Meter entfernt von einem Fluß! Gierig sog ich das Wasser in mich, besprenkelte meinen Kopf und meine Arme, sprang in den Fluß. Hier gab es keine tückischen Piranhas, die mich fressen wollten, dies war ein guter Fluß! Ich war ihm dankbar, denn er hatte mich gerettet.

Auf diese Weise entstanden Religionen. Aber wie sagt man einem Fluß, daß man ihn liebt? Planscht man einfach eine Weile in dem angenehm kühlen Wasser? Oder baut man ihm einen Altar und bringt ihm ein Menschenopfer dar? Wenn ich so dachte, unterschied ich mich nicht von den Wilden, die mich töten wollten.

Kein Altar, kein Menschenopfer. War es Zufall, daß der Fluß hier war? Der richtige Fluß am richtigen Ort zur richtigen Zeit? Nein, so naiv war ich nicht. Der Zufall war im Grunde meiner Welt fremd. Sicher, es gab Dinge, die ich nicht erklären konnte. Aber auch sie basierten auf dem großen System, in dem ich mich befand. Selbst wenn ich einen Würfel auf den Boden warf, wurde berechnet, wie er aufkam, wie er sich drehte und schließlich liegenblieb. Der Zufall bestand nur darin, daß ich mir nicht vorher erklären konnte, welche Zahl oben sein würde. Und um meine Unfähigkeit, die Bewegungen des Würfels vorherzuberechnen, zu verschleiern, nannte ich alles ganz einfach Zufall.

Nein, der Fluß war nicht hier, weil ein paar unerklärliche Würfel irgendwo gefallen waren, sondern weil er einem höheren Zweck diente. Er sollte mich retten, damit ich einem höheren Zweck dienen konnte. Der Fluß hatte seine Aufgabe erfüllt – ja, vielleicht sollte ich ihn jetzt wegschicken. Oder er verschwand einfach. So, wie ich es gewohnt war, von vielen Dingen, die ich einmal benutzt hatte. Das Stöckchen mit dem Kaugummi zum Beispiel existierte nur in den Sekunden, in denen ich es gebastelt und als verlängerten Arm genutzt hatte. War der Schlüssel endlich in meiner Hand, so verschwand mein geniales Werkzeug. Ich ließ es vermutlich im Schloß stecken, da ich wußte, daß ich es nicht mehr benötigte, denn ein zweites Mal würden sie mich nicht erwischen. Es gab ja kein Zurück in meiner Welt, außer dem Zurück des Todes. Vielleicht war das ja die Lösung. Nicht, daß ich deprimiert gewesen wäre – eigentlich war ich ganz zufrieden, mit meiner Situation, denn ich hatte ja momentan alles, was ich zum Überleben brauchte. Vorerst.

6

Erst nachdem ich meinen Durst nun so ausgiebig gestillt hatte, fühlte ich, daß mir ein anderes Bedürfnis geblieben war. Ich war ausgehungert. Wie konnte ich mir helfen? Half mir auch hier der Fluß, indem er mir Fische gab? Oder mußte ich auf die Jagd gehen? Wie auch immer, ich würde Werkzeuge benötigen. Ich suchte mir eine Stelle, an der das Wasser besonders klar und ruhig war, und beobachtete den Lauf des Flusses. Nein, Fische schien es hier nicht zu geben, zumindest nicht an dieser Stelle. Ich ging etwas tiefer in den Urwald und suchte nach etwas Brauchbarem. Einem spitzen Zweig, aus dem ich einen Speer anfertigen konnte. Was war nur aus mir geworden? Ich lebte in der Steinzeit. Und hatte nicht einmal einen spitzen Stein, mit dem ich hätte Jagen oder Arbeiten können. Ich hatte keine Lust, die Geschichte der menschlichen Evolution Sekunde für Sekunde zu durchleben. Ich lief eher Gefahr, an Langeweile als an Hunger zu sterben. Ich kehrte zurück zum Ufer.

Die Sonne tauchte die Umgebung in ein wunderschönes, kraftvolles Nachmittagslicht. Was konnte ich schon tun? Liefen nicht alle Flüsse zum Meer? Ich hatte die Hoffnung, irgendwann auf eine Hafenstadt zu treffen, in der ich nicht verspeist werden würde. Ich wußte nicht, wie weit es bis zur Küste war. Aber es war vermutlich die einzige Chance. Wasser bedeutete Leben und wo Leben war, waren auch Tiere, die ich essen konnte.

Hatten wir nicht bereits das 20. oder sogar das 21. Jahrhundert? Es war eine Ironie, daß alles um mich herum so real war, wie es nur sein konnte, ich aber nicht die geringste Ahnung hatte, in welchem Jahr wir lebten. Ich dachte wie ein Neandertaler, in den Kategorien von „fressen und gefressen werden“. Das machte der Hunger. Sobald er gestillt war, konnte ich wieder etwas zivilisierter denken und leben.

Ich war schon eine Weile unterwegs, als ich plötzlich erstarrte. Vor mir war eine Königskobra aus dem Dickicht geschossen. Selbst der Ausdruck „König“ war hier noch untertrieben. Eine Kobra von riesigen Ausmaßen. Eine Gotteskobra. Sie hatte mich entdeckt, daran gab es keinen Zweifel. Sie starrte auf mich herab, zischte und züngelte. Die Furcht lähmte mich. Was konnte ich schon tun? Ich fühlte mich, als zielte mir jemand mit einer Pistole genau zwischen die Augen. Jeder Fluchtversuch wäre sinnlos, die Schlange würde mich innerhalb von Sekunden getötet haben. Ich war gebannt von ihrem Blick. Die Schlange war von einer Erhabenheit, wie ich es nie für möglich gehalten hatte. Größer als ich, größer als alle Lebewesen, die ich bisher hier gesehen hatte. Sie war übernatürlich und hätte mich längst töten können, wenn sie es nur gewollt hätte. Aber sie starrte mich nur an, während ich langsam die Fähigkeit zurückgewann, wieder einen klaren Gedanken fassen zu können.

Der menschliche Geist hatte, so komplex er auch sein mochte, nur zwei Antworten auf eine plötzliche Gefahr. Darin unterschieden wir uns nicht von den Tieren. Zwei Möglichkeiten. Kampf oder Flucht. Und beides war sinnlos in

diesem Fall. Ich hatte keine Waffe, mit der ich hätte kämpfen können und für eine Flucht war ich zu langsam. Was wohl passierte, wenn sie mich tötete? Würde ich erwachen, auf einen aztekischen Tempel zulaufend, von den Speeren der Eingeborenen bedroht? Oder war dies das letzte meiner tausend Leben, meine letzte Chance in diesem wahnsinnig gewordenen Universum? Gerne hätte ich mich einfach ergeben, aber wie ergibt man sich einer Schlange? Sollte ich vor ihr niederknien, mich im Staub wälzen, um so Unterwerfung zu signalisieren?

Noch immer starrte mich das riesige, schuppige Tier an. Mein Blick suchte verzweifelt nach einer Rettung. Ich bemerkte einen großen Stein, der vor meinen Füßen lag. Er hatte genau die richtige Größe, um sich als Wurfgeschoss zu eignen. Eine Chance, eine letzte Chance.

„Tu das nicht.“

Ich fuhr zusammen, denn bisher war mir niemand aufgefallen, der mir gefolgt war. Vermutlich hatte mein Unterbewußtsein, ruhelos und erschöpft von all den Anstrengungen und Entbehrungen, mir einen Streich gespielt. Hatte ich wirklich etwas gehört? Oder waren es sogar meine eigenen Worte?

„Ich müßte dich töten.“

Kein Zweifel – die Kobra sprach mit mir. Wäre das alles eine Art Spiel hier, dann würde ich mich nicht wundern. Sprechende Tiere, ja selbst Magie waren in der Welt der Spiele nichts Ungewöhnliches. Hier aber, in der realen Welt (oder dem, was ich dafür hielt), erwartete ich nicht gerade, mit einer Kobra plaudern zu können. Mir ging es um das Überleben. Ich wollte nicht wieder zurückgeworfen werden und alles nochmals erleben. Außerdem würde mir, falls ich überleben sollte, später noch genügend Zeit bleiben, mich zu wundern. Ich hob die Hände – Wenn ein Wesen intelligent genug war, zu sprechen, dann würde es auch eine Geste des Friedens erkennen.

„Ich will Dir nichts tun!“, versicherte ich meinem ungewöhnlichen Gegenüber.

Halb zum Beweis für meine Worte, halb, um mein schlechtes Gewissen zu beruhigen, schob ich den großen Stein langsam mit meinem Fuß von mir weg.

„Du bist klug“, sagte die Schlange. Ich grinste etwas verlegen über das unerwartete Kompliment. Wenn sie doch nur wüßte, wie wenig klug ich war – ich kannte ja weder meinen Namen, noch meine Herkunft.

„Du bist auch klug“, erwiderte ich.

In der Tat war sie ein erstaunlich kluges Tier.

„Du siehst hungrig aus“, sagte die Schlange. „Folge weiter dem Lauf des Flusses. Am rechten Flußufer wohnt ein Mann, der Dir vielleicht helfen kann.“

„Ich danke Dir, Kobra.“

„Nenn mich einfach Steffi“.

„Danke, Steffi.“

Nur nicht wundern.

7

Ich folgte dem Rat der Schlange und ging weiter den Flußlauf entlang. Der Fluß war hier viel breiter. Es mußte ein gutes Zeichen sein. In der Ferne sah ich eine kleine Hütte. Sie bestand aus einigen Balken und sah aus, als könnte sie nicht einmal einen Zwerg beherbergen. Wie winzig sie wirklich war, wurde mir erst bewußt, als ich näher kam. Die Tür reichte mir bis zur Brust. Wer immer hier wohnte, mochte vielleicht kleinwüchsig sein – an handwerklichem Talent mangelte es ihm jedenfalls nicht.

Die Hütte war quadratisch und sehr sorgfältig gezimmert. Es mußte viel Zeit gekostet haben, die Bretter so liebevoll anzuordnen und zu verzieren. Über der Tür war ein Wappen angebracht, das ein schwarzes Pony und darunter zwei gekreuzte Schwerter zeigte.

Ich klopfte an die Tür. Niemand antwortete mir. Ich rief, aber auch mein Rufen blieb unbeantwortet. Als ich den Türgriff nach unten drückte, stellte ich zu meinem Erstaunen fest, daß die Tür nicht verschlossen war.

Ich bückte mich und trat ein. Im Innern erwartete mich ein Paradies.

An einem Haken hingen geräucherter Fisch und ein großer Schinken, der einen wundervollen Geruch verströmte. Neben dem kleinen Herd stand ein Korb, gefüllt mit Eiern, daneben lag ein frischer Laib Brot.

Ich genoß einen Moment die schöne Vorfreude, dann griff ich zu. Ich spürte, wie mein Körper die Nahrung gierig in sich aufnahm, wie die verlorene Energie zurückkehrte. Alles schmeckte so köstlich und ich genoß es in vollen Zügen.

Nachdem ich meinen Hunger mit dem Brot und dem Schinken gestillt hatte, nahm ich noch zwei der Eier und kostete auch von dem Fisch.

Erst jetzt dachte ich daran, daß der Besitzer der Hütte schon bald wiederkommen könnte und daß ich ihn bestohlen hatte. Daß ich hier hereingekommen war und mir den Magen vollgeschlagen hatte, war zwar verständlich und stellte vermutlich lediglich einen Mundraub dar. Jeder Richter hätte dafür Verständnis, dessen war ich sicher. Aber hier gab es keine Richter und keine Polizei. Das erleichterte mir zwar den Diebstahl, andererseits würde es auch dem Besitzer der Hütte zugute kommen, falls er mich einfach erschlug. Aber er war ja offensichtlich ein Gnom, mit dem ich schon fertig werden würde, zumal ich jetzt frische Kräfte in mir spürte. Das ewige Gesetz des Lebens, das Fressen und das Gefressenwerden sind im Grunde gar nicht übel, vorausgesetzt man hat sich einen der besseren Plätze in der Nahrungskette gesichert.

Trotzdem mußte ich mich nicht unbedingt mit dem komischen Kauz anlegen, der hier wohnte. Ich nahm noch ein paar Eier an mich, verließ das Haus und stellte fest, daß ein Floß an einem kleinen Steg angebracht war. Heute war mein Glückstag. Ich mußte nur das Floß besteigen und losbinden und mich den Fluß entlang treiben lassen. Ich würde dann geradewegs Richtung Meer fahren, ohne auch nur einen meiner müden Muskeln bewegen zu müssen.

Gesagt, getan. Schon bald lag ich auf dem Floß. Sollte trotz allem noch einmal eine Kurskorrektur notwendig sein, konnte ich immer noch die beiden Paddel nutzen. Ich hatte gewonnen, zumindest diese Runde. Als die Sonne hinter dem Horizont versank, fiel ich in einen langen, traumlosen Schlaf...

Ich erwachte erst, als ich erneut die Trommeln der Eingeborenen hörte. Es war tiefe Nacht. Am Ufer des Flusses waren einige Fackeln angebracht, dadurch erhielt die ganze Umgebung eine gespenstische Beleuchtung.

Ich paddelte Richtung Ufer und nahm mir eine der Fackeln. Kein Mensch war weit und breit zu sehen, nur das Trommeln wies auf eine Gefahr hin. Eine Gefahr, die hier überall lauern konnte. Eine Gefahr durch Menschen, durch Tiere oder durch Fallen. Vielleicht sogar eine Gefahr durch Magie. In einem Land, in dem Schlangen sprechen konnten und in dem ich, um zu überleben, kleinwüchsige Fremde bestehlen mußte, war wahrscheinlich mit allem zu rechnen. Und das Rechnen war es ja, worum es hier ging. So irrational diese Welt war, so sehr beruhte sie doch auf Berechnung. Jedes Ding, beseelt oder leblos, kannte nur eine bestimmte Anzahl an Zuständen. Dies war die göttliche Ordnung. Je höher ein Ding entwickelt war, desto mehr Zustände kannte es. Oder besser ausgedrückt: Die Anzahl der Zustände variierte je nach dem *Abstand* des Dinges zu mir.

Nehmen wir wieder den Kaugummi als unser Beispiel. Er existierte nicht, jedenfalls nicht, solange ich noch nicht den Raum betreten hatte, in dem ich ihn schließlich, unter einem Tisch klebend, fand. Untersuchte ich den Tisch, passiert vielleicht dies:

```
>>examine table  
Eeeh! You find a used chewing gum.  
>>take chewing gum.  
OK.
```

Ach ja, hatte ich erwähnt, daß meine Welt englischsprachig war?

Ich hatte also einen Kaugummi. Er existierte also – bis zu seinem ersten und einzigen Einsatz. Wie aber existiert er? Er existiert binär, so wie alles in dieser Welt hier binär existierte. An oder aus, lebendig oder tot, eins oder null.

Kaugummi = 1, sozusagen.

Oder $\text{Inventar}(1) = \text{„Kaugummi“}$

Wie auch immer, er war da und er würde mich nicht verlassen, bis ich ihn, den *benutzten* Kaugummi ($\text{Igitt}=1$), erneut benutzt hatte. Danach löste er sich schweigend in Nichts auf. Das war ein netter Zug von ihm und darüber hinaus war es umweltfreundlich – einer der vielen Gründe, warum ich mich hier, in dieser Welt so wohlfühlte.

8

Aber zurück zur Realität.

Ich verbrachte die Nacht auf dem Floß und ließ mich weitreiben. Die Trommeln der Eingeborenen wurden leiser, bis sie schließlich überhaupt nicht mehr zu hören waren. Nur noch das leise Plätschern des Wassers gegen das Floß war zu vernehmen. Langsam, unendlich langsam, trieb ich einer ungewissen Zukunft entgegen. Sicher war der Lauf der Dinge programmiert, entworfen im Gehirn des Allmächtigen, aber selbst ein programmierter Lauf der Dinge erschien niemals programmiert, wenn man den Programmierer nicht kannte. Anders ausgedrückt: Das Leben, das ich hier führte, war zwar vorherbestimmt, dies hielt mich jedoch nicht davon ab, neues zu entdecken, Abenteuer zu erleben und mich an der Welt und ihren Wundern zu erfreuen. Und dies war es, was ich tat.

Weiter ließ ich mich treiben, bis die Sonne erneut ihren Zenit erreicht hatte und ihre wärmenden Strahlen, die ich so lange vermißt hatte, zu einer unangenehmen, brütenden Hitze geworden waren.

Das Floß, auf dem ich den Fluß entlang trieb, hatte mich in die zivilisierte Welt zurückgeführt. Die ersten Zeichen meiner Rettung waren die Hammerschläge einer nahen Siedlung. Hier, an den Ufern des Flusses, waren im Morgennebel vereinzelt Gestalten zu erkennen. Kinder offenbar, die von den Feldern zum Ufer rannten, mich wie ein exotisches Tier bestaunten und mir zuwinkten. Ich drehte mich auf den Rücken und beobachtete den Himmel über mir. Bizarre Wolkenformationen entstanden und vergingen wieder.

Gerettet...was dies wohl bedeutete?

Wer waren die Menschen, die hier hausten? Und wie hieß die Siedlung? Je tiefer ich in das bewohnte Gebiet kam, desto öfter erkannte ich Häuser und Straßen. In der Ferne erblickte ich eine alte Mauer. Kein Zweifel – ich trieb auf eine Stadt zu. Ich hatte keine Eile, das Floß zu verlassen – die Zeit arbeitete jetzt für mich und je näher ich der Stadt kam, um so besser.

Endlich wieder Menschen! Normale, zivilisierte Menschen, wie ich einer war. In der Stadt würde ich sofort die Botschaft aufsuchen und mich mit etwas Geld ausstatten lassen. Dann würde ich anrufen und meinen Lieben zuhause Bescheid sagen, daß ich bald zurückkommen würde. Ich mußte nur herausfinden, wann der nächste Flug startete.

Voller Freude trieb ich auf die Mauern zu. Ich hörte Musik, offenbar fand gerade ein Fest statt. Um so besser. Ich war hungrig nach Gesellschaft und auch gegen ein großes Hefeweizen hätte ich nichts einzuwenden. Das Floß trug mich direkt auf die Torbrücke zu. Zwei seltsam gekleidete Gestalten waren darauf zu sehen. Es waren Harlekine in prächtigen Uniformen. Weit leuchteten die silbernen Knöpfe an ihren roten Roben. Zu meinem Entsetzen mußte ich sehen, wie sie eilig das Tor zusperrten. Das galt mir, denn sonst war weit und breit niemand zu sehen.

„Anhalten.“, fuhr mich einer der Harlekins an und ich sah, daß er eine Pike auf mich gerichtet hatte. Die Aufforderung war im Grunde unnötig, da mein Floß inzwischen gegen das Tor gestoßen und zum Stillstand gekommen war.

„Wer seid ihr?“, fragte ich.

„Stadtwache. Und jetzt werdet Ihr mitkommen.“

Ich verließ, nicht ohne Mühe, das Floß und stieg auf die Brücke.

Noch immer zeigte einer der Männer mit der Pike auf mich, während der andere, offenbar ein Offizier, mich mißtrauisch ansah.

„Wo bin ich hier?“, wollte ich wissen.

„Ihr wart noch nie hier in Puerto Caracas Nueva? Woher kommt Ihr?“

„Von Flußaufwärts.“

„Dort leben doch nur Wilde. Wer seid Ihr? Was hattet Ihr da zu suchen? Und wie seid Ihr dort hingekommen?“

„Ich weiß es nicht, ich habe jede Erinnerung verloren. Ich weiß nur, daß es dort begann.“

„Was begann?“

„Alles.“

Die beiden Wachen hielten mich für wahnsinnig und ich konnte es ihnen nicht einmal übelnehmen. Wenn jemand auf einem Floß geradewegs in die Stadt gespült wurde, und wenn dieser jemand dann nicht wußte, wer er war und wo er herkam, mußte er zwangsläufig als wahnsinnig gelten.

Der Offizier zischte ein paar spanische Worte. Sie galten dem Soldaten, der seine Pike sinken ließ und auf mich zukam. Bevor ich reagieren konnte hatte mich ein Schlag auf den Kopf außer Gefecht gesetzt.

Als ich zu mir kam, lagen meine Arme und meine Beine in schweren Ketten. Ich war in einer stinkenden Zelle, zusammen mit mindestens zwanzig anderen, stinkenden Gestalten. Ich hörte ein Stimmengemenge, ein Murmeln in mehreren Sprachen. Alle Mitgefangenen hatten lange Bärte. Kein gutes Zeichen.

Ich mußte lachen, als ich noch einmal an meinen ursprünglichen Plan dachte. *Die Botschaft aufsuchen und dann einfach nach Hause fliegen, na klar.*

Guter Plan – wenn ich Glück hatte, wenn ich wirklich *verdammtes* Glück hatte, würde in etwa zweihundert Jahren auch schon das erste Flugzeug erfunden werden.

9

Auch das noch: Man hatte mir alles weggenommen, was ich noch bei mir gehabt hatte. Nicht einmal mehr die beiden Eier, die ich in der Hütte des Gnoms gefunden hatte, hatte ich noch bei mir. Eine seltsame Stadt in einer seltsamen Zeit.

Aber es gab einen Grund für meine Anwesenheit hier. Einen Grund, warum ich mit diesem Pöbel hier eingesperrt war, einen Grund dafür, daß ich wie ein Tier in Ketten lag. Zumindest gefiel mir die Vorstellung besser, als der Gedanke, daß hier alles den Gesetzen des Zufalls und der Sinnlosigkeit unterlag. Der Glaube an einen Grund, eine höhere Bestimmung, ließ mich die Situation, in der ich mich befand, besser ertragen, von der Demütigung ganz zu schweigen.

Man mußte immer an eine höhere Bestimmung glauben...

Die stickige Luft hatte mich schläfrig gemacht und die Müdigkeit überwältigte mich. Ich fand mich in einem seltsamen Traum, in dem Vergangenheit und Zukunft sich begegneten; ich war auf der Insel der Verdammten, in einem alten, verlassenen Leuchtturm. Nichts außer mir war in dem kleinen Raum – nichts außer mir und einem eckigen, schmutzigen Fenster. Ich blickte hinaus. Nach einer Weile sah ich einige Sternschnuppen. Von hoch über dem Horizont kam ein leuchtender Komet – und er raste direkt auf den Leuchtturm zu! Ich konnte meinen Blick nicht abwenden. Immer größer und schneller wurde das seltsame Objekt. Als es sich näherte, erkannte ich, daß es nichts Natürliches sein konnte. Es hatte eine kantige Form, und selbst der Flug war seltsam kantig – irgend etwas stimmte nicht. Das viereckige Ding ruckelte und stockte, als es seinen Flug fortsetzte. Ich erblickte weitere Lichtpunkte, die näher kamen und ruckelten. Zwei, drei vier – fünfundneunzig. Alle ruckelten im gleichen Takt und kamen direkt auf meinen Leuchtturm zugerast. Ich verlor die Angst, denn ich wußte, daß ich mich in einem Traum befand und daß alles, was ich sah, eine Illusion war. Es handelte sich *nicht* um unbekannte Flugobjekte und erst recht nicht um außerirdische Technologie. Außerirdische Technologie dürfte etwas durchdachter sein. Aus der Ferne hörte ich einen seltsamen Singsang. Eine Melodie, die in Wirklichkeit keine war und statt dessen jede Musikalität verhöhnte, durch ihre banale Flachheit.

Ich atmete ein, ich atmete aus. Etwas schmerzte, ich schüttelte mich, ich brach zusammen. Wie das Menschen eben so machen. Dann stand ich auf.

Die eckigen Dinger waren nur noch wenige Meter entfernt. Als der Aufprall – und die Zerstörung des Leuchtturms – unvermeidlich erschienen, passierte – nichts. Die klobigen Dinger rasten einfach durch den Turm, durch den Raum und durch mich selbst hindurch. Sie waren Geister ohne Materie. Und sie konnten mich nicht verletzen.

Ich erwachte. Einem Albtraum entkommen, stellte ich fest, daß ich geradewegs in einen weiteren Albtraum zurückgekehrt war – eine Zelle voller Ge-

sindel. Ich sah, daß die Männer meinen Schlaf beobachtet hatten und sich offenbar den Spaß gegönnt hatten, mir einen alten Fetzen Stoff auf mein Gesicht zu legen, der sich bei jedem Atemzug hob.

Ich griff nach dem Fetzen und warf ihn in die Ecke. Zu spät fiel mir ein, daß alles in der Welt einen Wert hat und kein unnützes Ding existiert. Wer weiß – das Schicksal konnte so viele Wendungen, so unglaublich wahnsinnige Geschichten bergen, daß es vermutlich sinnvoll war, alles mitzunehmen, zumindest solange *tragekapazität* > 0.

Ich trottete also dem Fetzen hinterher, verlangsamt durch die schweren Ketten an meinen Füßen, und nahm ihn an mich. Wenn man in einer unbekanntem Stadt in einem Verlies angekettet ist und nichts bei sich hat als die Kleider am Leib, gewinnt man eine völlig neue Perspektive, vor allem, was den Besitz von Dingen angeht. Ich betrachtete den Fetzen. Er war grau und dreckig und konnte vielleicht einmal Teil eines Segels gewesen sein. Vermutlich hatte er schon mehr von der Welt gesehen als ich. Trotzdem lagen seine besten Zeiten lange zurück. Er war wohl auch als Putzlumpen mißbraucht worden. Welch Entwürdigung für solch ein Objekt!

Ja – es mag den Leser verwundern, aber auch Objekte haben ihre Würde, sonst würde man sie nicht behandeln wie Frauen. Würde ich gar *wahnsinnig*, ich der ich hier im Verlies gefangen war? Das durfte nicht passieren, denn der Wahnsinn konnte sich als hinderlich für die großen Aufgaben erweisen, die mir zweifellos noch bevorstanden.

10

Der Fetzen. Mein Besitz. Ein schlichtes Stück Stoff, noch dazu dreckig. Dennoch – es war alles, was ich hatte, vorausgesetzt man sah von den schweren Ketten um meine Arme und Beine und der Eisenkugel, die ich hinter mir herzog, ab und rechnete sie nicht zu meinem Privatbesitz.

Diese Welt war eine Prüfung. Und ich hatte noch viel zu lernen. Es war, als wollte man mich Respekt lehren. Respekt vor Mensch, Tier und Ding. Achtung vor den Bedürfnissen anderer. Das kompromißlose Eintreten für das Gute. Trotz alledem – ich war nicht Jesus. Selbst dann nicht, wenn man mich ans Kreuz schlagen würde (was angesichts meiner Lage eine durchaus realistische Möglichkeit war). Nein, ich war jemand anders. Und ich würde herausfinden, wer – oder beim Versuch umkommen.

Daß ich näher an letzterem war, wurde mir klar, als ein Speckbäuchiger, kahlköpfiger Aufseher an die Gitterstäbe herantrat.

„Du, komm mit. Los.“

Ich war nur noch ein Schatten meiner selbst, als ich dem Mann entgegenschlurfte. Würde er wirklich das Tor aufschließen? Sah er denn nicht, daß meine Mitgefangenen nur auf eine Gelegenheit warteten, sich gewaltsam den Weg in die Freiheit zu bahnen?

Quietschend drehte sich der riesige Schlüssel im Schloß und mit einem gewaltigen Klirren wurde die Zellentür beiseitegeschoben. Die anderen Gefangenen beobachteten das Geschehen aufmerksam, schienen aber zu eingeschüchtert zu sein, um die Situation auszunutzen. Offenbar hatte man ihnen bereits zuvor – auf die eine oder auf die andere Weise – klargemacht, daß ein Fluchtversuch keine gute Idee war.

Der Kahle packte mich am Arm und schleifte mich unter den grinsenden Blicken und den bösen Bemerkungen der anderen Gefangenen aus dem Raum. Zu meiner Verwunderung nahm er mir die Ketten ab und übergab mich einem Soldaten, offenbar einem Angehörigen der Stadtgarde. Wortlos wurde ich durch die Straßen geführt und freute mich über die vielen Gesichter der Menschen und über die mittelalterliche Architektur der Stadt, wenn mir auch der Geruch in den Straßen einen großen Teil der Freude nahm.

Wir kamen an ein großes, zentral gelegenes Steinhaus. Hier mußte der Bürgermeister residieren. Ich dachte an mein zerschundenes Aussehen und an den Fetzen Stoff in meiner Tasche. Was konnte ein Bürgermeister nur von mir wollen?

Das Gebäude war luxuriös ausgestattet, in jeder Ecke standen prachtvolle Vasen und Obstschalen. Viele Räume waren mit großen Spiegeln und Schmucktischen ausgestattet. Mir wurde bedeutet, im Vorraum zu warten, während die Wache offenbar einige Formalitäten zu klären hatte. Ich sah die reichhaltig gedeckten Tische, als die Tür zum Empfangsraum geöffnet wurde. Als sich die Tür wieder schloß, war ich völlig allein, inmitten all der Kostbar-

keiten. Hätte ich vielleicht aufspringen sollen, um einige der Vasen oder Teekannen an mich zu reißen? So, wie ich diese Gesellschaft hier einschätzte, hätte ich alles auf dem Markt verkaufen können. Die Vasen und das verzierte Geschirr waren vermutlich mehr Wert, als ein Einwohner hier im Jahr verdiente. Die Entscheidung wurde mir abgenommen, als die Wache bereits nach wenigen Sekunden zurückkehrte.

„Du kannst jetzt reingehen.“

„Danke.“

Ich wußte nicht, was mich erwartete, aber die Tatsache, daß man mich offenbar für irgend etwas brauchte, stimmte mich hoffnungsvoll. Mein wortkarger Begleiter verließ mich, nicht ohne mir einen letzten, arroganten Blick zuzuworfen. Ich war allein mit einem älteren, würdevoll aussehenden Mann, der mich hinter seinem riesigen Schreibtisch freundlich anblickte.

„Gut, Fremder. Nimm Platz. Ich bin der Gouverneur.“

Nur zu gerne folgte ich der Aufforderung.

„Erzähl mir Deine Geschichte.“

Ich überlegte einen Moment, ob ich ihm sagen sollte, daß ich nicht wußte, wer ich war oder wo ich herkam. Dies konnte böse enden, ich denke, dies war auch mein Fehler bei der Stadtwache.

„Ich bin Forscher. Ich untersuche die Kultur der örtlichen Eingeborenen. Doch geriet ich in einen Streit und mußte fliehen. Daher kam ich hierher.“

„Interessant. Was für ein Landsmann bist Du?“

„Franzose.“

Ich spielte auf Risiko, aber mir blieb keine Wahl. Soviel ich wußte, war die Karibik mal ein Tummelplatz, wo sich Spanier, Engländer, Holländer und Franzosen balgten. Diese Stadt war einwandfrei spanisch, als Spanier würde ich nicht durchgehen, schon wegen meiner mangelnden Sprachkenntnisse. Und Engländer – um Gottes Willen! Dann würden sie mich vermutlich gleich enthaupten. Nein, Franzose war die beste Alternative. Sollten sie doch glauben, ich sei Henry de la Croissant. Die Reaktion des Gouverneurs zeigte mir, daß meine Antwort offenbar ins Schwarze getroffen hatte.

„Nun gut, Franzose. Dann werde ich Dir mal die Situation erklären. Seit drei Wochen belagern uns die Engländer hier. Sie haben mindestens zwanzig große Schiffe vor unserem Hafen zusammengezogen, so daß wir kaum noch Lebensmittel bekommen. Was wir aber noch dringender brauchen als Lebensmittel, sind Waffen. Eine Batterie Kanonen, genauer gesagt.“

„Und was ist meine Rolle? Warum wurde ich hierhergebracht? Warum wurde ich überhaupt gefangengenommen? Was wirft man mir vor?“

„Langsam, junger Mann. Eines nach dem anderen. Unseren Wachen kannst Du keinen Vorwurf machen. Sie hatten den Auftrag, Fremde und Streuner festzunehmen. Man hat Dich für einen englischen Spion gehalten.“

„Nun gut. Aber was soll ich jetzt tun?“

„Du wirst uns die Kanonen beschaffen.“

„Wie soll das funktionieren? Ich bin ein Niemand, ich habe keine militärische Ausbildung und keine Männer.“

„Du bist kein Schmuggler?“

Sollte ich einen Fehler gemacht haben, so wäre dies mein letzter und ich würde weiter in diesem stinkenden Gefängnis sitzen, bis ich verrotte....

„Gut, ich gestehe es – ich war Schmuggler.“

„Mach’ Dir keine Gedanken, es wird für alles gesorgt werden.“

„Wie sieht der Plan aus?“

„Es gibt keinen Plan. Du bekommst von uns einen Säbel. Das ist der Plan.“

„Ich brauche Männer und ein Boot.“

„Ein Boot kannst Du bekommen, Männer aber kann ich Dir keine geben, jeder verfügbare Mann dient in der Armee oder in der Stadtwache.“

„Was ist mit den Gefangenen?“

„Gesetzloser Abschaum! Das sind Kriminelle, die Dir die Kehle durchschneiden, solltest Du sie auch nur eine Sekunde aus den Augen lassen.“

„Das Risiko muß ich eingehen, fürchte ich.“

„Nun gut, ich lasse fünf der Gefangenen frei und unterstelle sie Deinem Kommando. Zufrieden?“

„Allerdings, Gouverneur. Eine Frage noch: Warum ich? Warum wird mir diese Verantwortung zuteil?“

„Ganz einfach: Du bist unauffällig. Du bist kein Spanier – Die Engländer scheinen uns riechen zu können. Du kannst durch die Fronten marschieren, ohne aufzufallen.“

Die Worte des Gouverneurs verstummten, stattdessen vernahm ich seine Gedanken. Ich konnte sie ebenso deutlich hören wie das zuvor gesagte:

„Vor allem aber bist Du Franzose und im Gegensatz zu meinen Männern entbehrlich.“

„Und was ist, wenn ich die Kanonen herbringe?“

„Dann wirst Du reich belohnt werden.“

„Und sollte ich mich weigern?“

„Dann wirst Du nie mehr das Tageslicht sehen.“

Manche Entscheidungen wurden mir wirklich leichtgemacht. Ich sah mich schon an der Spitze einer Armee marschieren, mit emporgestreckter Klinge. Ich war nun ein Mann, bei dem die Ampeln auf Grün sprangen, weil sie Ärger vermeiden wollten.

Als man mir jedoch meine Leute zeigte, zweifelte ich plötzlich. Es war der heruntergekommenste Haufen, den ich jemals erblickt hatte. Vermutlich hatte man von allen Gefangenen absichtlich die letzten Penner ausgewählt, ganz einfach, um sie auf eine Reise ohne Wiederkehr zu schicken. Um sie auf elegante Art loszuwerden. Und es schien zu funktionieren. Wer mit mir in die

Schlacht zog, war verloren. Aber die armen Kerle mußten ja nicht wissen, wen sie vor sich hatten. Und ich wollte nicht wissen, *was* ich vor mir hatte.

Wie auch immer – mein Säbel blitzte und ich war voller Tatendrang. Ein Plan begann in mir zu reifen. Ich wußte, wo ich Kanonen herbekommen könnte, vorausgesetzt, ich hatte überhaupt eine Chance. Aber hatte ich jemals eine Chance? Und hatte ich nicht immer dem Unglück ein Schnippchen geschlagen und etwas daraus gemacht? Ich glaubte fast, es war mein Schicksal, Schnippchen zu schlagen, zu verhandeln und zu tricksen. Kein Problem war unlösbar, es gab jeweils mindestens eine Lösung. Das war eine Grundregel dieser Welt. Diese Grundregel bedeutete Zuversicht; Du kannst es schaffen. Du kannst alle Probleme lösen. Selbst wenn Du versagst und stirbst, bleibst Du im System. Ich war im System und gerade dabei, einen Siegeszug ohnegleichen anzutreten.

Bei Einbruch der Nacht legte unser kleines Boot von dem Strandabschnitt unweit des Stadthafens, ab. Die See war ruhig und die mondlose Nacht gab uns genügend Schutz. Still ruderten wir auf die schwarze Silhouette einer gigantischen, englischen Galeone zu, deren lange Schatten uns alsbald verschluckt hatten. Bevor unser Boot den Rumpf erreichte, krallten sich die ersten Enterhaken in das Gebälk der Planken. Es dauerte nicht lange, und wir waren an Bord eines der mächtigsten Kriegsschiffe der englischen Marine.

In der Dunkelheit hatte ich Mühe, mich auf dem Deck zurechtzufinden. Ich erkannte den Umriß eines Mannes, der näherzukommen schien. Dann brach der Mann mit einem erstickten Schrei zusammen. Ein Wurfmesser ragte aus seiner Brust. Offenbar verfügte jemand aus meiner Mannschaft über schärfere Augen und bessere Reaktionen als ich.

Ich verbarg mich an Deck hinter einer der hohen Kisten. Eine zweite Wache hatte offenbar etwas gehört und kam nun auf den Toten zu. Ich lief, so schnell und leise ich es vermochte, an der Backbordseite des Schiffes entlang. Mit einem schnellen Satz war ich im Rücken der Wache und durchbohrte das Herz des Engländers mit meinem Säbel. Ein dumpfer Aufschlag, gefolgt von einer gespenstischen Stille. Das Deck war nun in unserer Hand.

Ich befahl zweien meiner Männer, mir zu folgen. Der Rest sollte hier zurückbleiben und die Segel setzen. Der Wind stand günstig. Ging alles gut, würden wir ohne viel Aufsehen direkt in den Hafen getrieben und die Spanier konnten die schlafende Mannschaft überwältigen.

Ich bezog mit meinen Gefolgsleuten Stellung vor der Kajüte des Kapitäns. Englische Galeonen, so viel hatte ich inzwischen gelernt, waren alle nach dem gleichen Muster gebaut. Hatte man den Kapitän in der Falle, so war das Schiff weitgehend lahmgelegt.

Als ich sah, daß die Segel gesetzt waren, und als ich spürte, wie das Schiff sich langsam in Bewegung setzte, hatte ich nur einen Wunsch: Daß die Engländer über einen gesegneten Schlaf verfügten.

12

Während ich vor der Kapitänskajüte darauf wartete, daß mir plötzlich ein schlaftrunkener englischer Offizier Schwierigkeiten machen würde, mußte ich unwillkürlich lachen. So laut, daß ich fürchtete, das ganze Schiff zu wecken. Ich leitete hier einen der vermutlich genialsten und gefährlichsten Handstreich der Seefahrt. War dies wirklich so einfach? Warum hatten diese Idioten nur zwei Wachen aufgestellt? Ich hatte wirklich keinen Grund, mich über mein Schicksal zu beklagen. Es war wirklich so, als wachte jemand über mich. Gab acht, daß ich auch alle Abenteuer erlebte, ohne dabei jedoch Schaden zu nehmen. Vielleicht war ich sogar unsterblich geworden.

Meine Gedanken wurden beiseite gefegt, als die Tür der Kajüte plötzlich aufschwang und mir der Kapitän – in voller Uniform – gegenüberstand. Er wollte gerade seinen Säbel heben, als er bereits die Klängen meiner Männer an seinem Hals spürte. Ich sah ihn an und schüttelte den Kopf.

„Du hast keine Chance. Wenn Du Alarm gibst, bist Du tot.“

Das Pflichtbewußtsein des Kapitäns in allen Ehren, aber ich hätte einem Mann wie ihm durchaus ein günstigeres Schicksal zgedacht. Sein Versuch, die Mannschaft zu alarmieren, endete bereits nach einer halben Sekunde und wieder lag ein Toter vor mir. Kurz darauf sah ich, wie die englische Fahne vom Mast entfernt wurde und langsam ins Meer flatterte.

Der Rest der Fahrt verlief ohne Zwischenfälle und ich nutzte die Zeit, wieder etwas zu philosophieren. Jetzt war es also nicht mehr Fressen und Gefressenwerden, jetzt ging es darum, zu töten oder getötet zu werden – einwandfrei ein zivilisatorischer Fortschritt. Aber hatte ich es nicht aus Notwendigkeit getan? Mein Überleben durch das Töten eines Feindes gesichert? Sollte ich mich deswegen schuldig fühlen? Bestimmt nicht. Ich blickte hinaus auf das Meer, während wir langsam dem Hafen entgegensegelten.

Dann, was immer mich dazu getrieben haben mochte, drehte ich mich um, um die Leiche des Kapitäns zu untersuchen. Vielleicht hatte er Münzen oder Schmuck bei sich, die mir eines Tages die Rückkehr in meine Heimat ermöglichen würden. Aber Heimat, was bedeutete das schon, für jemand, dessen Bewußtsein plötzlich irgendwo mitten im Dschungel einsetzt hatte?

Ich ging wieder zurück, Richtung Kajüte und stellte fest, daß die Leiche verschwunden war.

„Was habt ihr mit dem Kapitän gemacht?“, fragte ich.

„Mit welchem Kapitän?“

Ich traute den Männern nicht. Vermutlich hatten sie ihn ausgeplündert und dann über Bord geworfen.

„Mit welchem Kapitän?“; fuhr ich sie an.

„Mit dem Kapitän, den ihr getötet habt!“

Die beiden sahen sich verständnislos an.

„Sir, wir haben keinen Kapitän getötet.“

„Und was ist mit den beiden anderen Wachen?“

„Welche Wachen, Sir?“

Ich hatte keine Lust, dieses Spiel weiterzutreiben, daher ging ich aufs Achterdeck, um mich selbst zu überzeugen. Aber auch hier fanden sich keine Überreste der Wachen. Wären sie über Bord gegangen, hätte ich zumindest ein Geräusch gehört, so still wie diese Nacht war. Mein Verstand raste. Logisch war dies nicht zu erklären. Sicher, ich lebte in einer Welt, in der riesige Schlangen sprechen können. Trotzdem glaubte ich an die Logik. Der menschliche Verstand bemühte sich, jede Erfahrung in das einzuordnen, was ihm als gesichertes Wissen galt. Nur so etwas schien es hier nicht zu geben. Sollte ich es dabei bewenden lassen? Mir einfach einzureden, daß das alles zwar ungewöhnlich sei, aber eben trotzdem passierte?

Ich hatte keine andere Wahl, wollte ich nicht verzweifeln oder wahnsinnig werden. Wer weiß, vielleicht war ich es ja schon längst. Weil mir zuviel zugemutet wurde: zuviel Gefahr, zuviel Magie, zu viele Paradoxien.

Was auch immer passiert war, was auch immer hinter mir lag – es war im Grunde egal. Vorbei in dem Moment, in dem es passierte. Das Leben ging weiter. Dies war die einzige, die wahrhaftige Schlußfolgerung. Die einzig wirklich sichere Erkenntnis, die ich bis jetzt hatte. Das Leben ging weiter und weiter und weiter.

Mein Leben zumindest. Und es war begleitet vom Tod von Menschen. Anders ausgedrückt: es war erst der Tod dieser Menschen, der meinem Leben die entsprechende Würze verlieh. Zynisch, aber wahr.

Noch immer segelten wir, noch immer wog sich das Schiff fast unmerklich sanft und leise im karibischen Wasser. Fern am Horizont sah ich die Umrisse eines anderen, vermutlich englischen Schiffes. Es würde uns nicht behelligen, dafür war es zu weit weg. Und was konnten die Wachen, vorausgesetzt sie sahen uns wirklich, schon tun? Sie könnten sich allenfalls wundern, daß eines ihrer Schiffe plötzlich Fahrt aufnahm. Für eine Verfolgung war es ohnehin zu spät. Langsam verschwand der Umriß.

Die Nacht war sternenklar und von See her wehte eine leichte Brise. Ich stand lange und blickte auf das Meer hinaus. Momente wie dieser waren selten und ich genoß die wenigen Minuten der Ruhe, die mir noch blieben, bevor die nächste Runde begann. Die nächste Runde in einem Spiel, dessen Regeln mir noch immer nicht ganz klar waren.

Mir war klar, daß wir mit einer englischen Galeone, die in ihrem Bauch vielleicht Hunderte von schlafenden Soldaten trug, geradewegs in einen spanischen Hafen segelten. Und das war auch gut so.

Ich wußte, was uns bevorstand. Ein neues, großes Töten. Ein neues Gemetzel, ein gänzlich sinnloses Abschlachten. Ja, das war es so ungefähr, was kommen würde. Und ich konnte es kaum erwarten.

13

Noch kündete kein Laut von unserer Ankunft. Ich hatte dem Gouverneur versprochen, das Schiff direkt in den Hafen zu fahren, reich beladen mit der wertvollen Fracht, welche die Stadt so dringend benötigte. Die spanischen Wachen gaben keinen Alarm, sondern sorgten nur leise dafür, daß die englischen Matrosen bei ihrem Erwachen eine böse Überraschung erleben würden. Tiefer und tiefer drang die Galeone in den Hafen ein, bis sie schließlich von drei Seiten umschlossen war. Ich sah die Läufe der spanischen Musketen, die sich bedrohlich auf das Schiff richteten. Es mochten wohl an die hundert Gewehre gewesen sein.

Wenige Minuten vergingen, dann lief eine kleine spanische Schaluppe von ihrem Ankerplatz aus und versperrte die Einfahrt zum Hafen. Meine Männer richteten einen Teil der Takelage neu aus, so daß die Galeone eine Kurve fuhr. Ihre Bordkanonen zielten nun dorthin, wo sie keinen Schaden mehr anrichten konnten.

Schon jetzt war unser Triumph vollkommen. Vielleicht würden die englischen Matrosen die Aussichtslosigkeit ihrer Lage schnell begreifen.

Ich gab den Spaniern an Land das Signal und wartete auf das vereinbarte Antwortzeichen. Dann verließen meine Männer und ich das feindliche Schiff. Als wir an Land ankamen, hörten wir den einsamen Schuß einer spanischen Kanone, weit in den Hügeln der Stadt – Zeit für die Engländer, aufzustehen! Überall in der Stadt wurden nun Lichter entzündet, denn die Zeit der Geheimhaltung war vorbei.

Das erste Lebenszeichen, das von Bord der Galeone kam, waren einige Fackeln, die entzündet wurden. Dann liefen einige der Matrosen, wohl Offiziere an Deck und schrien Kommandos. Sofort betraten weitere Soldaten das Deck.

Ich hatte meinen Auftrag ausgeführt, das Übrige lag nun an der Garnison der Stadt. Ich befand mich in einem Wachturm des Hafens und genoß von hier aus den prächtigen Überblick über das Geschehen.

Der Offizier der Stadtgarde, der mich freundlich empfangen hatte, hatte mir sogar ein Fernrohr gegeben, durch das ich sogar die aufgeregten Gesichter der feindlichen Soldaten erkennen konnte.

Gespannt wartete ich ab, was passieren mochte. Die Spanier riefen den Matrosen zu, sie seien umstellt und sollen sich ergeben. Die überraschten und schlaftrunkenen Engländer antworteten mit dem Feuer ihrer Gewehre, hatten jedoch keine Chance, gegen die verschanzten und gut ausgeruhten Soldaten der Stadt. Ein Matrose nach dem anderen sank in sich zusammen, ließ seinen Säbel fallen, stürzte über Bord. Nur kurz dauerte das Gefecht, dann war das Deck der Galeone wieder stumm. Lange Zeit traute sich Niemand hervor, dann schienen die Unglücklichen ihre Lage erkannt zu haben. Zaghafte öffnete sich eine der Luken, hervor kam eine weiße Flagge. Spanien hatte an diesem Tag einen großen Sieg errungen, viele Feinde getötet und ebenso viele gefan-

genommen. Ich sah, wie die Engländer in Kolonnen abgeführt wurden und mußte daran denken, ob sie wohl in das gleiche, stinkende Verlies geführt wurden, in dem ich einst gesessen hatte. Es gab nichts, was mir in diesem Moment gleichgültiger gewesen wäre. Der Kampf hatte mir Zuversicht gegeben. Zuversicht, eines Tages nach Hause zu kommen. Ins alte Europa, wo ich vermutlich wirklich hingehörte. Ich konnte dieses Gefühl nicht beschreiben, aber Europa schien meine wahre Heimat zu sein. Dort mußte ich hin, raus aus diesem karibischen Tollhaus voller kriegerischer und selbstherrlicher Irrer, von denen einer zu werden ich drohte.

Noch lange nachdem die letzten Schüsse gefallen waren, blickte ich auf die mächtige, einsame Galeone. Welches Schicksal ihr nun zgedacht war? Einige ihrer Kanonen würden, wie es der Gouverneur vorhatte, zur Stadtfestung gebracht werden. Die anderen blieben an Bord. Dann würden die Spanier, sobald sie genügend Männer dafür in die Stadt bringen könnten, das Schiff übernehmen und ihre Flagge am höchsten Mast anbringen. Die Galeone würde erneut vollgestopft werden, mit schwerbewaffneten Soldaten, mit genügend Proviant für einige Tage oder Wochen. Dann würde sie erneut in die Schlacht geschickt werden. Vielleicht würde sie in einem Gefecht mit den Engländern beschädigt oder gar versenkt. Oder sie würde gekapert werden. Vielleicht waren diesmal die Franzosen dran oder die Holländer. Was war schon der Unterschied?

Nichts hatte sich geändert. Die prächtige Galeone hatte ganz einfach die *Bestimmung*, von Schlacht zu Schlacht zu fahren und Kanonenfeuer aus ihrem Innern abzugeben. Sich hin und wieder kapern zu lassen. Und sie tat es mit der gleichen Hingabe, wie die Matrosen, die auf ihr Dienst taten.

Sie würde so lange fahren, bis sie eines Tages versenkt werden würde. Sie würde sterben, wie auch Menschen starben. Und sie würde wiederbelebt werden, wie auch Menschen wiederbelebt wurden. Wie auch ich wiederbelebt worden war.

Ich wünschte mir, im nächsten Leben auch einfach ein Schiff sein zu können. Das würde alles vereinfachen. Ein Schiff kannte seine Bestimmung – ich kannte meine nicht.

Mein Fernrohr lag noch immer fest in meiner Hand und ich wagte noch einen letzten Blick auf das mächtige Kriegsschiff. Ich sah die Masten, und die nunmehr eingeholten Segel. Ich sah die Planken, die Luken, die Vertiefungen für die Geschütze. Ich sah Rumfässer und schwere Kisten auf dem Deck. Auf einem Deck, das eigentlich mit Leichen hätte übersät sein müssen. Auf einem Deck, von dem das Blut der Gefallenen hätte tröpfeln und auf dem Verwundete hätten schreien müssen. Aber niemand war da. Die Galeone war zu einem Geisterschiff geworden.

Ich beschloß, endlich – ein und für allemal – herauszufinden, was hier gespielt wurde.

Ich rannte die Stufen hinab zu dem Offizier. Er saß an einem kleinen Schreibtisch und fertigte wohl gerade einen Bericht über die Schlacht an. Freudig blickte er auf und beglückwünschte mich: „Das war *Ihr* Sieg! Sie haben die Stadt gerettet. Mit den Kanonen und der Galeone können wir endlich die Belagerung sprengen.“

„Vielen Dank, Leutnant. Aber gestatten Sie mir doch einige Fragen, wenn sie auch etwas ungewöhnlich klingen mögen.“

„Nur zu gerne, heraus damit.“

„Sie befehligen die Männer hier im Wachturm, richtig?“

„Allerdings.“

„Und von hier aus wurde auch auf das Schiff geschossen?“

„Sicher doch.“

„Haben ihre Männer auch Feinde getötet?“

„Natürlich, sie haben doch gesehen, wie wir sie fertiggemacht haben.“

„Aber wo sind dann die Leichen? Wo sind die gefallenen Feinde?“

„Sie müssen noch an Bord des Schiffes sein.“

„Ich habe das ganze Deck mit dem Fernrohr abgesucht. Niemand war da.“

„Dann hat unsere Stadtgarde eben schon aufgeräumt und sie den Haien zum Fraß vorgeworfen.“

„Die Stadtgarde hat das Schiff noch nicht betreten, ich bin ganz sicher.“

„Ihr Franzosen seid seltsame Leute. Warum genießt ihr nicht einfach den Sieg? Geht durch die Straßen! Vermutlich wird bald freier Rum ausgeschenkt, ich schätze, die Engländer hatten einiges an Bord. Sucht euch eine Frau und genießt euer Leben, Franzose!“

Sucht euch eine Frau...

Eine was??

Frauen waren, soviel glaubte ich zu wissen, diejenigen mit den langen Haaren und den Röcken. Nur hatte ich noch nie eine gesehen. Ich wußte nicht einmal, wo sie herkamen, geschweige denn, wofür sie gut waren. Nein halt, die Königskobra mußte eine Frau gewesen sein, Denn Steffi war ein weiblicher Name. Aber was sollte das? Warum war ich noch nie einer Frau begegnet? Ich dachte, die Stadt hier sei voll davon, denn ich glaubte, daß zu jeder guten Stadt zumindest ein paar Frauen gehören. Aber wer weiß? Diese Stadt hier – wie war doch gleich ihr Name – litt schon lange unter der Belagerung, vielleicht waren die Frauen knapp geworden oder man hatte sie verspeist, nachdem die Pferde alle waren. Trotzdem: Der Gedanke an eine Frau hatte etwas Reizvolles, Geheimnisumwittertes. Aber momentan hatte ich noch eine Reihe anderer Geheimnisse zu lösen, die vermutlich weitaus wichtiger waren als dasjenige um die Frauen. Außerdem schien es keine gute Idee, den Leutnant

der Stadtgarde, der schon jetzt belustigt aussah, weiter zu diesem Thema zu befragen.

Ich verließ den Wachturm. Natürlich ohne mein Fernrohr zurückzugeben. Es mochte gut und gerne ein paar Taler oder Dukaten oder womit immer man hier auch zahlen mochte, wert sein.

Ich ging zu den Soldaten auf der anderen Seite des Hafens. Sie waren gerade ausgiebig damit beschäftigt, ihren Sieg zu feiern und sich den erbeuteten Rum möglichst schnell und laut einzuverleiben.

Ich hatte Mühe, überhaupt wahrgenommen zu werden, erst nachdem ich einen der Soldaten laut anbrüllte, konnte ich mir Gehör verschaffen.

„Hey Du, komm mal mit!“

Der Soldat zögerte erst, dann schien er mich plötzlich zu erkennen: „Du bist doch unser neuer Held, oder?“

„Der bin ich. Und Du wirst mir jetzt ein paar Fragen beantworten.“

„Gerne, Sir Held.“

Der Soldat machte einen verunglückten militärischen Gruß. Seiner Alkohol-fahne nach zu urteilen war es ein Wunder, daß er überhaupt noch stehen konnte.

„In der Schlacht vorhin, hast Du auf die Engländer geschossen?“

„Oh ja, das habe ich und ich habe mindesten dreißig erledigt...oder zehnzwanzig sogar.“

„Du hast gesehen, wie sie umgefallen sind.“

„Jops. Einer nach dem anderen. Einfach hin, die Scheißengländer.“

„Was passierte dann?“

„Sie waren hin – alle hin...“

„Und wo sind sie jetzt?“

„Wo werden sie schon sein? In der Hölle, hoffe ich. Und Satan persönlich reißt ihnen ihre verdammten Ärsche auf.“

Es hatte keinen Sinn. Ich stieß den Betrunkenen zur Seite und suchte mir einen der höheren Offiziere. Ich hoffte, endlich eine Erklärung für das Verschwinden der Leichen zu finden. Doch ich fand keine.

„Engländer? Die sind weg...“

„Ich hatte soviel Pulverdampf vor Augen, ich konnte nichts erkennen...“

„Unsere Jungs haben sie wahrscheinlich über Bord geworfen...“

„Was kümmerst Du Dich? Die sind alle tot...“

„Ist doch egal, wo sie sind...“

Die einzige Erklärung, die ich selber finden konnte, war nicht besonders logisch und sie befriedigte mich keineswegs: In einem Land, wo Schlangen sprechen, verschwinden auch Leichen spurlos.

Sollte ich etwa einen Mord begehen, nur um herauszufinden, was dann mit der Leiche geschah? Das Schicksal schuldete mir jetzt eine Menge Antworten. Und wenn ich sie nicht freiwillig geliefert bekam, direkt ins Haus und ohne Nachnahmegebühr, würde ich sie mir eben holen.

15

Der Gouverneur war sichtlich überrascht, als ich sein Arbeitszimmer betrat. Es schien ihm ins Gesicht geschrieben zu sein: Er wunderte sich, daß er mich lebend wiedersah, noch dazu nach einer erfolgreich abgeschlossenen Mission. „Dann wirst Du reich belohnt werden“, wiederholte ich frohlockend seine Worte.

„Nun, Gouverneur, wie sieht die Belohnung aus?“

Er lächelte mich an, doch ich erkannte Falschheit in seinem Gesicht.

„Die Belohnung, ja...Du mußt wissen, daß diese Stadt arm ist. Die Belagerung hat uns arm gemacht. Alles, was ich Dir geben kann, ist...“

Dieses Gipsfigürchen hier? Komm schon Gouverneur...sag es und spüre meine Klinge.

„...Deine Freiheit. Du bist jetzt ein freier Mann. Ist dies nicht die schönste Belohnung, die ich Dir geben kann?“

„Nein, das ist es nicht!“, brüllte ich und zog meinen Säbel. Ich setzte die Spitze genau an den Hals des Gouverneurs und wartete auf seine Reaktion. Er war aus anderem Holz geschnitzt als der englische Kapitän. Er würde nicht sein Leben riskieren, um die Wachen zu rufen. Mit ihm konnte ich verhandeln.

„Also?“, fragte ich herausfordernd.

„Warte, warte...ich kann Dir einen Kaperbrief ausstellen, der es Dir erlaubt, englische Schiffe anzugreifen und im Namen der Krone...“

„Dafür brauche ich keinen Freibrief. Außerdem habe ich kein Schiff und keine Mannschaft. Nein, Du wirst mir etwas anderes geben.“

„Laß mich leben...ich schreibe Dir ein Dokument, das Du in Havanna einlösen kannst. Die Bank wird dir eine beträchtliche Summe in Gold...“

„Lügner. Sobald ich die Stadt verlasse, hetzt Du die ganze spanische Flotte auf mich. Was ist eigentlich mit meinen Männern passiert? Ich habe sie schon lange nicht mehr gesehen...“

Angst blitzte in den Augen des Gouverneurs auf und mit einem Mal wußte ich, daß der Hund alle meine Männer hatte töten lassen. Hinterrücks ermorden, nachdem sie die Drecksarbeit für ihn gemacht hatten.

„Nein, versteh' mich doch! Ich mußte... an meine Stadt denken! An die Sicherheit.“

Seine Stimme war nun endgültig in ein Winseln übergegangen. Er hatte meine Männer töten lassen und flehte nun um sein eigenes Leben! Es kostete mich nur eine kleine Bewegung.

Als der Kopf des Gouverneurs auf die schwere Tischplatte krachte und den letzten, wertlosen Rest Leben ausgehaucht hatte, war ich voller Freude. Im ganzen Gebäude war keine einzige Wache mehr, denn alle Soldaten waren nun in der Stadtmitte versammelt und tranken, was das Zeug hielt.

Ich beobachtete die Leiche des Gouverneurs voller Spannung. Nicht, daß ich eine Geisterhand erwartet hätte, die ihn davontrug – nein, ich wußte einfach nicht, was geschehen würde. Ich war neugierig. Vielleicht lösen sich Leichen ja nach einer Viertelstunde einfach auf? Oder sie werden vom Boden verschluckt. Oder, oder, oder.

Ich wartete. Fünf Minuten, zehn Minuten. Ich hatte keine Angst mehr. Nicht einmal hier, direkt am Ort des von mir begangenen Mordes. So viele Wunder waren geschehen, wieder und wieder war ich errettet worden. Und wenn jetzt plötzlich ein Trupp der Stadtgarde hereinstürmte, dann würde ich sie ganz einfach niederhauen, wie alle anderen Gegner zuvor. Ja, ich war unsterblich.

Die Zeit verging. Ich ließ den toten Gouverneur keine Sekunde aus den Augen, da ich fürchtete, ein großes Ereignis, die Erkenntnis eines der großen Geheimnisse meiner Welt, zu versäumen. Doch nichts geschah. Der Tote lag da wie zuvor. Ich war versucht, mit ihm zu sprechen.

Hey, Gouverneur, willst Du mir nicht den Trick des Verschwindens beibringen?

Offenbar wollte er nicht. Er nahm mir übel, daß ich seinen Hals durchbohrt hatte. Und ich wollte nicht ewig warten.

Ich durchsuchte seine schwarze Robe, durchforstete die Taschen und entdeckte, neben einer Dose Schnupftabak, ein kleines Messer und einen Schlüssel, der zu dem schweren Schreibtisch gehören mußte. Ich nahm alles an mich und öffnete die Schublade. Zum Vorschein kam ein ungeordneter Haufen Papier, vor allem alte Verträge, Kartenmaterial sowie Soldlisten. Schnell raffte ich alles zusammen, verbarg die Papiere unter meinem Hemd und ging nach draußen. Noch immer feierte die Stadt ausgelassen. Vielleicht würden sie am Morgen feststellen, daß ihr Gouverneur verblichen war, wenn sie seine Amtsstube betreten...Moment, mir kam ein Gedanke.

Ich rannte zurück in das Haus des Gouverneurs, riß die Tür zu seinem Arbeitszimmer auf und – sah seinen Körper leblos daliegen, genauso, wie ich ihn hinterlassen hatte. Nichts Ungewöhnliches, nichts Auffälliges. Was blieb mir jetzt nur zu tun? Ich wollte Rache. Der Tod des Gouverneurs war mir nicht genug. Ich wollte Rache an der Stadt. Und ich würde dafür sorgen, daß diese Stadt leiden würde, diese lieblose Stadt ohne Frauen. Die mich eingekerkert und betrogen hatte, nach allem, was ich für sie riskiert hatte. Ich senkte meinen Kopf, so daß mein Mund ganz nahe am Ohr des Toten war.

„Ihr werdet Ärger kriegen. Ihr alle. Ihr wißt nicht, wer ich bin. Selbst ich weiß es noch nicht. Aber ich werde es erfahren, indem ich euch alle herausfordere. Was sagst Du dazu, Gouverneur? Gefällt Dir das? Hey, ich habe Dich etwas gefragt!“

Wütend hob ich den leblosen Kopf an und hielt ihn eine Weile über der Tischplatte.

„Na, gefällt Dir das?“

Ich öffnete meine Hand und ließ den Gouverneur nicken.

16

Ich hatte etwas Entscheidendes gelernt: Es gab zwei Kategorien von Menschen: Solche, die nach ihrem Tod verschwinden, und solche, die liegenbleiben.

Ich verließ das Arbeitszimmer wieder, ging langsam durch die Straßen der Stadt, hörte aus der Ferne das Grölen und das Singen der Betrunkenen.

Rache...

Das war das einzige, was mich umtrieb. Sonst gab es nichts. Ich ging zu der Stelle, wo ich das Verlies vermutete. Und mein Instinkt trog mich nicht – ich ging die Stufen hinab und entdeckte die großen Zellen, in denen die Gefangenen Engländer untergebracht waren. Die Wache hatte zuviel Rum getrunken, um noch als Wache bezeichnet zu werden. Schnarchend lag der Soldat in der Ecke. Es war keine Kunst, ihm den Zellschlüssel aus der Tasche zu ziehen.

„Hört mir zu“, sprach ich zu den Gefangenen.

„Die verdammten Spanier feiern ihren Sieg in vollen Zügen. In einer Stunde wird niemand mehr auch nur stehen können. Dann könnt ihr sie leicht entwaffnen. Trefft mich auf der Galeone!“

Mit diesen Worten warf ich den Schlüssel auf den Boden der Zelle. Gierig, als seien sie Verdurstende, die nach einer Wasserflasche griffen, stürzten sich die Männer auf das Objekt und schon Sekunden später schlichen die ersten von ihnen aus dem Gebäude, machten große, mir zuge dachte Gesten der Dankbarkeit und verschwanden alsbald in der Dunkelheit der engen Stadtgassen.

Auch die Straßen der Stadt erschienen mir alle seltsam eng. Es hatte den Anschein, als sei ich gewachsen, sei größer und breiter geworden als ich es zuvor war. Als überragte ich alle anderen um mindestens einen Kopf. Mochte ich dies auch meinen einfachen Siegen verdanken – es war ein wunderbares Gefühl. Ich hatte Macht und ich brannte darauf, sie zu nutzen. Etwas aufzubauen oder etwas zu zerstören.

Ich ging hinauf, betrachtete die Stadt, die vielleicht bald schon brennen würde. In der Tat fielen Schüsse und ich wußte, daß meine Saat aufgegangen war. Immer öfter zerriß das Stakkato der Musketen die Stille der Nacht, immer öfter klirrten Säbel und schrieten die Männer wild durcheinander.

„Die Engländer sind entkommen! Sie haben den Gouverneur ermordet!“

Ich schloß die Augen. Alles erschien mir fern und belanglos. Sollten sie doch ihr blutiges Werk verrichten, im Grund war es mir egal. Alles war egal, ich wollte nur nach Hause, Weg aus der Karibik. Was hier geschah, ging mich nichts an. Eine gewaltige Explosion erschütterte die einst so beschauliche Innenstadt. Die Engländer mußten das Depot der Stadtgarde gesprengt haben. Wer immer auch als Sieger aus den Kämpfen hervorgehen mochte, er würde mir folgen müssen, denn in mir, so glaubte ich, war die Seele der Schlacht zum Leben erwacht.

Unbehelligt von allem Geschrei machte ich eines der kleinen Boote los und ruderte auf die Galeone zu. Noch immer hingen die Seile der Wurfanker an den Seiten des Schiffes herab, so daß ich mühelos an Bord gelangte.

Ich wartete und betrachtete die Kämpfe in der Stadt durch mein Fernrohr. Ab und an erblickte ich einen wütenden Mob Stadtbewohner, dann wieder einige der englischen Soldaten, die nach und nach die Oberhand zu gewinnen schienen. Bald gelang es den ersten, sich aus der Stadtmitte in den Hafen durchzuschlagen und zum Schiff zu rudern. Noch immer fielen Schüsse, wenn auch nur noch vereinzelt. Bald waren genug Männer an Bord, um die Galeone wieder aufzutakeln.

„Dreißig Männer haben sich retten können, Waffen haben wir aber für mindestens hundert, Sir.“

Sir...? Ich wunderte mich nicht, daß ich wie selbstverständlich als Kapitän anerkannt wurde – denn die Zeit des Wunderns würde, wie gesagt, später kommen. Vielleicht würde ich einmal, sobald ich Zeit hatte, einen ganzen Monat nichts anderes tun, als mich zu wundern. Über mich, über Steffi, die sprechende Schlange, und über die verschwundenen Leichen. Vor allem aber über die Welt, in der ich lebte. Ganz allgemein.

„Wir laufen aus“, herrschte ich den Matrosen an.

„Aye.“

Ich hatte dazu beigetragen, daß Männer gefangen wurden. Dann hatte ich sie befreit und sie hatten die Stadt in Schutt und Asche gelegt. Jetzt war ich ihr Kapitän. So weit, so gut.

Aber was nun? Im Grunde war es egal. Fahren wir doch einfach erst mal los, nach Sansibar oder Bottrop-Kirchhellen. Ich hätte auch, einfach aus einem Spieltrieb heraus, eine englische Flagge schnappen und das Rathaus der Stadt stürmen können. Oder eine Holländische Flagge auf der Galeone hissen können und die Stadt zusammenschießen. Oder eine französische Fahne im Rathaus hissen und die Engländer vertreiben. In was für einer Welt war ich nur gelandet? Spielte hier überhaupt *irgend etwas* eine Rolle? Und hörte mir irgend jemand zu?

Wie auch immer, Leinen los und hinaus auf die hohe See. Die Sterne hätten uns kein schöneres Bild liefern können. Nie zuvor hatte ich so viele von ihnen am Himmel gesehen wie in dieser Nacht. Ich blickte hinauf und sah den großen Bären. Ob dort draußen irgendwo Leben existieren mochte?

Die Männer werkten fleißig an und unter Deck. Niemand fragte mich nach dem Kurs, denn sie wußten, daß ich es sein würde, der zu ihnen sprach, wann immer er bereit war. Noch war ich es nicht. Noch wollte ich einfach hier an Deck stehen und auf das Meer und die Sterne blicken, vor mich hinträumen und mich meinen Gedanken hingeben. Die Zeit der großen Überfahrt war gekommen.

17

Es war späte Nacht und ich saß an dem kleinen Sekretär, der das einzige Privileg der Kapitänskajüte war. Das Wetter war noch immer klar, wenn auch das Meer jetzt unruhiger wurde und das Schiff langsam hin und her wog.

Vor mir lag etwa ein Dutzend Karten, dicht übereinandergestapelt. Leider nichts Brauchbares für einen Kapitän, der die große Überfahrt nach Europa plante. Die Karten gaben lediglich Aufschluß über die Untiefen um die Bahamas oder die Handelsrouten zwischen den englischen Städten hier in der Gegend: Eleuthera, Nassau. Noch immer schien der größte Teil der Karibik in spanischer Hand zu sein – und falls mich mein historisches Wissen nicht trog, so hatte ich mich um mindestens 150 Jahre verschätzt. Dies war nicht Ende des 17., sondern vermutlich Mitte des 16. Jahrhunderts. Der Gedanke, Tausende Meilen von meiner Heimat Europa entfernt zu sein, hatte mich nicht besonders schockiert.

Mit jedem *Jahr* jedoch, das mich vom zwanzigsten Jahrhundert trennte – mit jedem Jahr, das mir bestätigte, daß ich nie wieder in diese Zeit zurückkehren würde, wuchs meine Verzweiflung.

Tränen stiegen mir in die Augen.

Wahrscheinlich hatte ich mich zu lange der Illusion hingegeben, mich in einer unnatürlichen Welt zu befinden. Der Illusion, daß es so etwas wie eine Rückkehr geben könne. Wie sehr ich mich auch mühte, hier in dieser Welt zu leben und zu überleben – ich hatte sie trotz allem nicht wirklich ernst genommen. Ich hatte das Leben hier wie ein Spiel angesehen, von dem ich nun genug hatte. Ich wollte nicht mehr spielen, ich wollte die Realität. Aber alles, was hier real war, waren die Schreibfeder in meiner Hand, die kleine, flackernde Flamme der Öllampe und das Knarren der Planken.

Was war mir denn schon geblieben, von der Erinnerung an eine andere Zeit? Nicht viel. Ich wußte, die Welt, in der ich eigentlich lebte – oder eigentlich leben sollte – unterschied sich gewaltig von derjenigen, in der ich mich jetzt befand. Dort gab es Autos, Flugzeuge und – *Atomraketen*. Ich mußte fast lachen, als mir der Gedanke kam. Warum zum Teufel ausgerechnet Atomraketen? Warum fallen mir bei der Erinnerung an die Realität als erstes die technischen Errungenschaften ein, noch dazu diejenigen, die geeignet sind, die Menschheit zu vernichten?

Weil sie *wichtig* waren. Weil sie die Menschheit *hätten vernichten können*. Und weil die Furcht vor ihnen größer war, als alle anderen Gefühle, die in mir existierten. Der Atomschlag war die Erfüllung jeder Offenbarung und das absolute Ende, der endgültige Tod. Nach ihm würde man sich nicht auf einen Aztekentempel zulaufend wiederfinden.

Ich hatte seltsame Gedanken für einen Kapitän des 16. Jahrhunderts, zugegeben. Und ich wußte nicht, wer die Bruchstücke auswählte, die mir als Erinne-

rung dienten. Ich glaubte aber, daß diese Erinnerungen stärker und umfangreicher werden würden, je näher ich meiner Heimat kam.

Es wurde schon hell, als ich schließlich erschöpft einschlief.

In einem Traum lief ich über einen nebelverhangenen Friedhof. Fahle Holzkreuze ragten neben schweren, steinernen Grabplatten aus der feuchten Erde. An einer Stelle war ein frisch ausgehobenes Grab. Ich wußte, daß es mein eigenes sein würde, trotzdem war meine Neugier stärker als meine Angst und ich ging darauf zu. Das Grab mußte sehr tief sein, denn ich konnte den Boden nicht sehen. Meine Augen waren zu schwach und alles verschwamm vor mir. Selbst der Name auf dem Grabstein und die Lebensdaten waren unleserlich.

Ich wollte noch näher herangehen, um endlich den Namen entziffern zu können, stolperte aber und stürzte hinab. Ich fiel – der Sturz hielt lange an. Ein übler Albtraum, an dessen Ende ich hart auf dem Boden des Grabes aufkam. Als ich mich umsah, befand ich mich auf einem großen, dunklen Feld. Über mir mußte das Erdreich sein, es war jedoch zu weit entfernt, als daß ich es hätte sehen können.

Ein Zischen ließ mich herumwirbeln.

Es war wieder die Königskobra, die zu mir sprach.

„Reisender...Du mußt umkehren.“

„Ich kann nicht, ich muß nach Hause. Dorthin, wo ich hingehöre.“

„Kehre um oder Du wirst sterben.“

„Der Tod schreckt mich nicht mehr.“

Die Schlange zögerte, so als ob sie in diesem Moment vor einem schweren Entschluß stand.

„Nun gut. Du hast den ersten Schritt getan. Dann sammle nun die Zutaten für Deine Reise.“

„Welche Zutaten?“

„Du wirst sie erkennen.“

Ich hörte ein Pochen. Es wurde lauter und ich erwachte. Als ich die Tür öffnete, sah ich mich vier aufgeregten Matrosen gegenüber, die mich förmlich an Deck zerzten.

„Was ist los?“, fragte ich, noch immer müde. Eine Antwort war jedoch nicht nötig. Statt dessen deutete ein Matrose auf die prachtvolle Silhouette einer orientalisch anmutenden Stadt. Weiße Minarette überragten die sandfarbenen Gebäude und die verzierte Kuppel einer großen Moschee ragte aus der Stadt.

„Willkommen, Männer! Wir gehen hier vor Anker.“

18

Die Stadt war unbeschreiblich schön und ihre Fremdheit hatte uns bald alle zu Gefangenen gemacht. Die Mannschaft konnte es kaum erwarten, in den Tavernen unterzutauchen, ich dagegen betrachtete mir den Basar etwas genauer. Die Stadt war exotisch und dennoch auf beunruhigende Art vertraut. Noch immer glaubte ich an das, was ich sah. Und an das, was ich zu wissen meinte. Ich war überzeugt, eine solche, arabische Stadt könne hier nicht existieren. Nicht hier, in der Karibik. Oder waren wir etwa schon in Nordafrika?

Wir ankerten und gingen an Land.

Ich sah die Marktstände, auf denen Obst, Fische und Tabak angepriesen wurden. Wasserträger mit großen, prall gefüllten Trinkschläuchen boten ihre Ware an und verschleierte Frauen beobachteten mich neugierig.

Hier, in dieser Stadt würde es sich aushalten lassen. Und gerade diese Erkenntnis war es, die mich so sehr beunruhigte. Wo man es aushielt, ließ man sich nieder, wurde man zufrieden, fraß sich fett und alterte.

Doch das durfte nicht passieren. Ich mußte zurück in meine Heimat.

Die Äpfel, welche die Händler mir anboten, waren zu schön, zu perfekt gerundet und zu rot.

Je angenehmer man mir die Illusion machte, um so mehr erkannte ich sie, wurde mißtrauisch und sehnte mich nach der Realität. Auch wenn diese kalt, schmutzig und unermeßlich schwierig sein sollte.

Ich kam an einen der Stände, an dem Schmuck verkauft wurde. Der Händler, ein rundlicher, schwarzhäariger Araber mittleren Alters, betrachtete mich. Er beging jedoch nicht den Fehler, seine Ware lautstark anzupreisen und mich auf diese Weise zu verärgern. Lange ließ ich meine Blicke über die glitzernen Waren auf den Tischen gleiten, dann wurde ich auf einen kleinen braunen, fast unscheinbaren Beutel aufmerksam. Es war gerade seine Unscheinbarkeit, die ihn von den anderen Waren, den Ringen und den Colliers unterschied. Ich zögerte. Der Händler nahm den Beutel und goß sich einen Teil des Inhalts auf seine Handfläche. Dann, noch bevor ich erkannte, was auf seiner Handfläche war, spuckte er darauf, verrieb es und leckte es ab.

Zweifellos hielt er mich für einen ignoranten Europäer, wenn er mir erst zeigen mußte, wie mit diesem Stoff umzugehen war. Er schloß die Augen und atmete tief ein. Erst nach einigen Sekunden öffnete er die Augen wieder und blickte mich an.

Was immer es war, ich war an dem Inhalt des Beutels interessiert. Ich griff in meine Tasche, in der sich einige Münzen befanden, doch der Händler wehrte ab. Er gab mir den Beutel und schloß meine Hand. Dann nickte und lächelte er.

Ich nickte ihm ebenfalls freundlich zu, da er vermutlich nicht meiner Sprache mächtig war. Dann ging ich zurück zum Hafen, in dem unser Schiff vor Anker

lag. Ich hoffte auf ein paar ungestörte Stunden, in denen ich die magische Wirkung des Beutelinhaltes erforschen konnte.

Zurück in meiner Kajüte öffnete ich den Beutel und entdeckte, daß es sich nur um sandfarbene Körner handelte. Trotzdem hatte mich die Demonstration des Händlers so neugierig gemacht, daß ich herausfinden mußte, was passieren würde. Ich tat, wie man mir gezeigt hatte und – hatte Sand im Mund. Das war alles. Der Händler hatte sich einfach nur lustig über mich gemacht.

Ich war wütend. Ein Beutel Sand war ein schlechter Verdienst für einen Tag. Er brachte mich nicht weiter auf meinem Weg nach Hause.

Ich ging an Deck und sah, daß die ganze Stadt jetzt, in der Nachmittagssonne noch viel prächtiger aussah als zuvor. Ich mußte zurückkehren und darauf achtgeben, daß meine Männer sich nicht in der trügerischen orientalischen Metropole verlieren würden.

Vielleicht würde der Händler noch da sein und ich konnte ihm den Beutel über seine Auslage kippen.

In der Tat – als ich zurückkam, war der Händler noch immer da und hatte die Frechheit, mich nochmals, mit gespielter Freundlichkeit, anzulächeln. Ich nahm den Beutel aus meiner Tasche und verstreute den Sand zwischen den Schmuckstücken.

Der Araber sah aus, als wäre ihm das Herz stehen geblieben. Ungläubiger Schmerz zeichnete sein Gesicht und er begann, mich in seiner Sprache zu beschimpfen.

Ich hatte genug. Genug von dieser Illusion. Wutentbrannt und hastig verließ ich den Basar und kehrte zum Schiff zurück. Ich mußte warten, bis meine Matrosen zurückkamen, dann konnte ich mit der Ausführung meines Planes beginnen.

Einer nach dem anderen, angetrunken und aufgeregte, kamen die Matrosen zurück zur Galeone. Jeder hatte eine andere Geschichte zu berichten. Und alle diese Geschichten – alles, was die Männer an jenem Tag in der Stadt erlebt hatten, drehte sich um Verrat, Betrug und Gewalt.

Zwei Matrosen seien von einer Hure erstochen, zwei weitere von Kindern bestohlen und einem war offenbar die Hand von einem Bettler abgebissen worden.

Mein Entschluß stand fest. Die Kanonen der Galeone zeigten, als wollten sie mich bestätigen, ohnehin gerade direkt auf das verfluchte Marktviertel der Stadt. Ich wollte einfach die Luntten entzünden und durch mein Fernrohr beobachten, was ich anrichtete. Wie die Menschen durcheinander rannten und um Hilfe riefen. Was hätte ich schon zu verlieren? Hierher würde ich niemals mehr zurückkehren, also konnte ich die Stadt bestrafen.

Voller Spannung blickte ich nach Süden, als die Kanonen geladen wurden. Kurz darauf hörte ich das dumpfe Krachen, das den Beschuß einleitete.

19

Als die Stadt uns kein lohnendes Ziel mehr bot, legten wir ab.

Wir mochten gerade einige Stunden unterwegs gewesen sein, als der Ausguck ein kleines Boot am Horizont erblickte.

Ich nahm das Fernrohr und erkannte, daß nur ein einsamer, alter Mann im Boot saß. Er war vielleicht der einzige Überlebende eines Schiffbruches oder ein Fischer, der von der Strömung abgetrieben worden war.

Die Wellen, die unsere Galeone nur sanft wogen, genügten, um das kleine Boot heftig hin und her zu schaukeln. Als wir schließlich zusammentrafen und den erschöpften Alten bergen konnten, erkannte ich, daß unter seinen Ärmeln schlangenartige Tätowierungen hervorbrachen.

Der Alte begab sich wortlos an Bord unseres Schiffes. Nichts in seinem Gesicht verriet uns Erstaunen über seine plötzliche Rettung und keine Dankbarkeit zeigte sich in seinen Augen. Er war nicht im Geringsten überrascht, sondern schien seine Rettung als etwas völlig Natürliches geradezu *erwartet* zu haben.

Ich bat den Mann in meine Kajüte und ließ uns etwas Grog bringen.

„Woher kommst Du?“, fragte ich.

Er blickte mich fast belustigt an.

„Du sprichst meine Sprache, richtig?“, forschte ich nach, obwohl ich wußte, daß er jedes meiner Worte verstand.

Er nickte.

„Dann sag mir, woher Du kommst.“

„Jedesmal wenn ich meinen Mund öffne, gerate ich in Schwierigkeiten...“

Der Alte schüttelte seinen Kopf und blickte nach unten.

„...Aber gut. Ich komme von einer spanischen Fregatte.“

„Wurde sie zerstört?“

„Nein. Das heißt, noch nicht. Aber sie wird bald zerstört werden.“

„Woher weißt Du das?“

„Ach, so viele Fragen, junger Kapitän. Ich weiß es eben. Und deswegen bin ich hier.“

„Du hast das Schiff verlassen, weil Du dem Untergang entgehen willst?“

„Nein. Sie haben mich ausgesetzt, weil ich Ihnen den Untergang vorausgesagt habe.“

„Du bist Wahrsager? Dann sage mir etwas über mich.“

Der Alte schaute mich an und schüttelte wieder den Kopf. Ein gequältes Lächeln kam über seine Lippen.

„Ich kann Dir nichts über Dich sagen. Nur über Dein Schiff.“

„Und? Was ist mit meinem Schiff? Wird es untergehen?“

„Ja.“

Wenn der Alte bereits die Spanier mit solchen Andeutungen und Rätselhaftigkeiten geärgert hatte, konnte ich verstehen, daß sie die Geduld mit ihm verloren und ihn ausgesetzt hatten.

„Warum wird es untergehen?“

„Es ist sein Schicksal.“

„Dann sage mir etwas über mein Schicksal oder ich überlasse Dich der See, wie es die Spanier gemacht haben. Aber diesmal ohne Boot.“

„Schicksal...“

Der Alte schien nachdenklich zu sein.

„Schicksale werden gemacht. Aber nicht hier.“

Ich verstand nicht, was er mir sagen wollte.

„Du wirst mich begleiten und mir alle Fragen beantworten. Sonst endet *Dein* Schicksal im Meer.“

„Das tut es ohnehin, Kapitän. Ich begleite Dich. Unter einer Bedingung: Du stellst mir keine Fragen – und erwartest keine Antworten – über Dein Schicksal.“

„Was, wenn ich Dich töten lasse?“

„Das wäre egal. Das Meer ist voll von Blut – ganz gleich, ob das wenige, was in meinen Adern fließt, sich darunter mischt. Ich reise seit dreißig Jahren und war schon auf vielen Schiffen. Ich habe ungeduldigere – sogar unfreundlichere – Kapitäne als Dich erlebt. Und doch fährt keines dieser Schiffe mehr.“

„Dann bringst Du Unglück?“

„Ich bringe Wahrheit. Egal, ob man mir zuhört, egal ob man mich versteht. Ich bringe Wahrheit, egal, ob sie erwünscht oder verhaßt ist. Ich habe keine Angst vor dem Wasser, vor der Sonne, vor dem Durst und dem Tod. Der Tod wäre sogar eine Erlösung für mich, aber bisher wurde mir die Gnade noch nicht gewährt. Ich reise also weiter und bringe die Wahrheit.“

„In diesem Fall bist Du willkommen an Bord. Du kannst Dich frei bewegen und Du kannst uns, wenn Du es wünschst, an jedem Platz, an dem wir ankern, wieder verlassen.“

„Ich danke recht nett, Kapitän.“

Der Alte war seltsam, vielleicht sogar wahnsinnig. Aber ich hatte gelernt, daß hier nichts aus Zufall geschah. Wir *sollten* ihn finden. Welche Mächte auch immer über uns herrschten und auf die kleinen Schiffe herunterblickten – sie hatten dafür gesorgt, daß wir ihn fanden. Vielleicht hatte sogar einer der Götter persönlich den Alten in seine Nußschale gesetzt, ihm einen Stoß gegeben, damit er auf unser Schiff zutrieb und uns leiten würde.

Nach Hause oder in den sicheren Untergang.

„Erzähl mir etwas über Dich, Fremder!“, forderte ich den Alten auf.

„Mein Blick ist getrübt. Was kann ich Dir schon über mich erzählen? Selbsterkenntnis ist die schwierigste Aufgabe im Leben.“

„Ich weiß. Aber Du kannst mir wenigstens sagen, wo Du herkommst. Ursprünglich.“

„Ich bin aus Ungarn.“

Die Antwort hätte mich nicht glücklicher machen können. Noch vor einer Weile hatte ich ganz Europa für eine einzige Illusion gehalten. Ich wußte nicht einmal, ob es hier, in dieser Welt existierte. Und nun hatten wir einen Mann aus den Wellen gefischt, der aus Europa kam.

„Erzähl mir von Deiner Heimat.“

„Ich weiß fast nichts darüber. Ich glaube, meine Eltern haben das Land verlassen, als ich noch sehr jung war.“

Die Augen des Alten starteten auf die See hinaus. In ihnen war eine vollkommene Leere. Was mochte wohl nun in ihm vorgehen? Welche Erinnerungen spulten sich in seinem Kopf ab? Ich war der Meinung, daß wir beide in der gleichen Situation waren – ohne zu wissen, woher wir kamen und ohne zu wissen, wohin wir gehen würden.

„An was erinnerst Du Dich? An Deinen Namen?“, fragte ich ihn.

„Nein. Nur an Zahlen“, kam die verblüffende Antwort, die ihn nicht einmal eine Sekunde des Nachdenkens gekostet hatte.

„An welche Zahlen?“

„An die zwei, die vier, die acht, die sechzehn, die zweiunddreißig... und an die vierundsechzig.“

Ich mußte lachen. Wie konnte ich nur eine ausführliche Antwort erwarten? Andererseits hatte ich selbst eine Nähe zu genau diesen Zahlen gespürt.

„Also gut. Was ist mit diesen Zahlen?“

„Sie sind göttlich.“

„Du sprichst in Rätseln, Alter.“

„Ich habe eine Ewigkeit darauf verwendet, diese Welt hier zu studieren. *Eine Ewigkeit*, wirklich. Ich habe schon so viele Orte bereist, habe eitle Könige und ihre verlogenen Minister gesehen. Ich war Soldat und habe in vielen Kriegen gekämpft, in der Hoffnung, dadurch die Welt besser verstehen zu können. Aber das alles war sinnlos. Also suchte ich die Einsamkeit. Ich zog mich zurück... Nicht weit von hier ist eine Insel, die ich zu meiner Heimat machte. Dort gab es alles, was ich zum Leben brauchte. Vor allem aber gab es dort keine Menschen, die mich bei meinen Beobachtungen störten.“

„Deine Beobachtungen?“

„Ja. Ich habe das Äußere und das Innere beobachtet. Den Lauf der Sterne und meine Seele.“

„Und was ist das Ergebnis gewesen?“

„Ich glaube, die Welt, wie wir sie hier sehen, ist eine einzige, große Illusion. Alles, was um uns herum ist, ist eine Lüge. Und selbst wir, die wir hier stehen und uns unterhalten, sind Teil dieser Lüge.“

„Ich verstehe nicht, was Du meinst.“

„Es ist, als sei nichts real.“

„Aber siehst Du nicht das Meer, spürst Du nicht die leichte Brise und siehst Du nicht meine Männer, wie sie eifrig das Schiff führen?“

„Doch, sicher. Aber sage mir, Kapitän. Kannst Du Dich an ein Gesicht erinnern? An nur ein einziges Gesicht eines Deiner Matrosen?“

Verflucht! Der Alte hatte Recht. Wie selbstverständlich hatte ich mich zum Kapitän gemacht, hatte akzeptiert, daß ich plötzlich eine Mannschaft hatte. Aber ich hätte keinen meiner Matrosen erkannt, hätte er nicht seine Uniform getragen.

„Aber Du hast ein Gesicht, an das ich mich erinnern werde“, sagte ich dem Alten.

„Vielleicht. Aber ich bin auch anders als die meisten Menschen. Oder – ich sollte besser *Wesen* sagen. Ruf einen Matrosen her!“

Ich gab einem Maat, der nicht weit von uns gerade das Deck schrubbte, ein Zeichen und er trat zu uns.

„Wie ist Dein Name?“

„Patrick Williams.“

„Wie lange dienst Du schon der Krone?“

„Seit sechzehn Jahren.“

„Gefällt Dir der Dienst?“

„Wie?“

„Ob Du Spaß hast, an dem, was Du hier tust. Das Deck schrubben, das Essen austeilen.“

„Aber ja, Sir. Ich liebe es.“

Die Freude in den Augen des Matrosen war nicht gespielt.

„Gut, ich danke Dir. Du kannst jetzt weitermachen.“

„Aye.“

Der Alte schaute wieder auf das Meer hinaus.

„Und. Hatte der Mann ein Gesicht?“, fragte er mich.

„Ja.“

„Erinnerst Du Dich daran?“

„Ja, sicher.“

„Ist Dir nichts aufgefallen an dem Mann?“

„Ich finde es ungewöhnlich, daß er hier freudestrahlend das Deck schrubbt.“

„Er würde auch freudestrahlend in ein Meer von feindlichen Säbeln springen, wenn Du es ihm befehlst.“

Lange schwieg der Alte. Auch ich war ins Grübeln gekommen. Er hatte Recht.

Dann, ohne mich anzusehen, sagte er: „Sie sind nicht real.“

Sie sind nicht real.

Noch lange, nachdem der Alte zurück unter Deck gegangen war, wo es etwas wärmer war, mußte ich an seine Worte denken. Angenommen er hatte Recht. Mit wem segelte ich dann hier durch diese südlichen Gewässer?

Ich ging zurück in meine Kajüte und nahm das in Leder eingebundene Logbuch des Schiffes. Zwischen dem Einband und der ersten Seite hatte ich ein kleines Stück Papier verborgen, das mir während der Reise zu einem der kostbarsten Schätze geworden war. Hier schrieb ich alles auf, was mir ungewöhnlich erschien. Nur Stichworte freilich, aber genug, um meine Gedanken anzustoßen. Ich nahm das Papier und ging noch die Begriffe durch, die ich notiert hatte.

„Aztekentempel – Speere – Ducken – Springen – Kein Zurück – verschwindende Leichen – Atomtests im siebzehnten Jahrhundert? – 1982.“

Ich nahm die Feder und ergänzte: „2, 4, 8, 16, 32, 64 – Nicht real?“

„Zeige mir bitte, was Du aufgeschrieben hast.“

Ich fuhr zusammen, denn der Alte war, ohne, daß ich es bemerkt hatte, in meine Kabine geschlichen. Ich reichte ihm den Zettel. Er betrachtete ihn kurz und lächelte mitleidig.

„So weit bist Du also schon?“

„Ich denke, wir sollten zu *meiner* Insel fahren und uns *meine* Aufzeichnungen ansehen. Wir fahren nach Nordwesten und finden gemeinsam die Geheimnisse dieser Welt heraus.“

„Einverstanden.“

Bald darauf war das Schiff auf Kurs, der Wind schien unser Vorhaben gutzuheißen, denn er trieb uns schneller als je zuvor an.

„Land in Sicht!“, rief der Ausguck und die Mannschaft brach in Jubelgeschrei aus. Zu lange waren wir schon hier auf See, hatten nichts außer etwas geräuchertem Schinken und trockenem Brot gegessen. Die Aussicht auf einen baldigen Landgang, die Freude, bald wieder frische Vorräte an Bord nehmen zu können, machte die Männer regelrecht euphorisch.

So schnell jedoch, wie die Freude gekommen war, so schnell folgte ihr die Ernüchterung. Als die Insel in Sichtweite der gesamten Mannschaft war, als die Männer erkannten, daß es sich um nichts weiter als ein Stück Strand und einen von dickem, grünen Urwald überwucherten Berg handelte, verflog die Euphorie. Wenn die Matrosen gewußt hätten, daß ich nicht den Befehlen ihrer Majestät folgte, sondern den göttlichen Eingebungen des alten Mannes, hätten sie mich Kielholen lassen.

„Wir ankern hier. Ich gehe mit einigen Männern an Land und erkunde dieses Paradies.“

Der Alte, der bisher abwesend und gleichgültig gewirkt hatte, war nun sichtbar von neuem Lebensmut durchflutet. Mit jedem Schlag der Ruder, mit

jedem Meter, den wir der Insel, *seiner Insel*, näherkamen, wurde er aufmerksamer, freudiger und, so schien es, sogar jünger.

„Nun, ich bin gespannt, welche Schätze uns hier erwarten.“

„Nur Geduld, Kapitän. Die Schätze meines Wissens werden Dich noch früh genug reich machen. Außerdem liegt es an Dir, ob Du Dich ihrer würdig erweist.“

Verständnislos blickten sich die drei Matrosen an, die sich mit uns auf die Reise zur Insel gemacht hatten.

Vor uns lag ein leuchtend weißer Sandstrand, an dem wir das Boot ablegten.

Mit gemischten Gefühlen – erstaunt und verwirrt die Träger, erwartungsvoll und gespannt ich, und voll schelmischer Freude der Alte – traten wir unseren Weg an, direkt auf den Berg zu.

Der Pfad, der sich um den Berg wand und uns immer höher führte, erstreckte sich weiter und weiter. Ironischerweise war der alte Mann der einzige von uns, der keine Zeichen von Erschöpfung zeigte. Er schritt voran, schnell und zielgerichtet. Ich hielt einen Moment inne und sah mich um. Ich genoß die Aussicht auf den Strand und unser Schiff. Jetzt wäre es an der Zeit, eine Zigarette anzuzünden. Oder vielleicht besser eine Zigarre? Schließlich lebten wir, zumindest ungefähr, im 16. Jahrhundert und ich hatte keine Ahnung, wo sich die Spuren der ersten Zigaretten in der Geschichte verloren. Vermutlich war das sogar wieder ein Schlüsselbegriff für meine geheimen Aufzeichnungen: *Zigaretten*.

„Kommt nur, es ist nicht mehr weit.“, trieb uns der Alte unerbittlich an, bis wir schließlich ein Plateau erreichten, an dem nur noch der Gipfel des Berges über uns lag. Vor uns befand sich ein mit Blättern und Zweigen verdeckter Eingang, den der Alte bald freigeräumt hatte. Wir kamen in eine Höhle.

„Tretet ein, Matrosen und schaut euch etwas um. Ja, ich habe hier lange Zeit gelebt und studiert. Ohne einen Menschen, der mich störte. Ohne das Geschwätz von Weibern. Ich beobachtete den Himmel und habe viele Aufzeichnungen angefertigt. Über den Himmel, die Natur und über den Lauf der Welt. Philosophische Aufzeichnungen. Sogar technische Aufzeichnungen. Seht euch nur um!“

Der Raum, in den wir traten, machte in der Tat den Eindruck einer Studierstube. An den Wänden waren notdürftig Regale angebracht, die von Büchern überquollen. Auf dem kleinen Tisch, auf dem Stuhl und selbst auf dem Boden lagen verstreut Papiere.

„Das meiste brauche ich nicht mehr. Ich habe mein Wissen wieder und wieder zusammengefaßt, ich habe es dichter und dichter gemacht. Ist jetzt fast alles in meinem Kopf. Und das, was ich noch brauche, befindet sich dort drin.“

Er deutete auf zwei schwere Seemannskisten, die in der Ecke standen. Schnell fegte der Alte alle Papiere beiseite. Seine Augen leuchteten vor Freude.

„Das, meine Herren, ist das *wirklich* Wichtige.“

22

„Als wir Dich aus dem Wasser gezogen haben, alter Mann, hielt ich Dich für verrückt. Ich wußte nicht, daß Du ein Gelehrter bist.“

„Ich bin kein Gelehrter. Niemand hat mir etwas beigebracht. Hier drin ist nur das, was ich mir selbst angeeignet habe.“

Mit einem lauten Knarren öffnete er die beiden Kisten, in denen sich große, ordentlich verschnürte Papierstapel befanden.

„Am besten, wir lassen alles drin und bringen die Kisten auf das Schiff. Dann werden wir genügend Zeit haben, alles zu studieren.“

„Sagtest Du nicht, das Schiff würde zerstört werden?“

„Nein, ich sagte, es würde untergehen. Aber ich sagte auch, wir werden genügend Zeit haben, alles zu studieren.“

Der Alte lächelte.

„Nun komm schon, Kapitän. Pack mit an.“

Wir trugen die beiden schweren Kisten bergab, zum Strand, wo unser Boot auf uns wartete.

„Wie lange hast Du gebraucht, um das alles zu sammeln?“

„Viele Jahrzehnte.“

„Und nun lädst Du alles in ein kleines Boot, das jeden Augenblick kentern kann? Vertraust einem Kapitän, den Du keine Woche kennst, Deinen wertvollsten Schatz an? Und lädst alles in eine Galeone, von der Du weißt, daß sie untergehen wird? Du bist ein sehr seltsamer Mann.“

„Ich weiß.“

Damit war das Gespräch beendet und wir verbrachten den Rest der Fahrt schweigend. Als wir unser Schiff erreichten, war die Sonne schon fast im Ozean versunken.

Ich konnte es kaum erwarten, mich über die Aufzeichnungen des alten Mannes herzumachen, sein Wissen mit dem meinigen zu verbinden und so etwas über diese Welt herauszufinden. Es war so viel Geheimnisvolles an dem Alten, so viel, was er offenbar wußte und mir nicht sagte, daß ich hoffte, wenigstens seine Aufzeichnungen würden mir helfen. Ich erwartete fast, daß sie zu mir sprechen würden und mir die Antworten auf die Rätsel dieser Welt geben konnten. Die Antworten auf die vielen Ungereimtheiten, die ich hier erfahren hatte. Ja, selbst das Geheimnis der Zahlen würde sich mir offenbaren, denn der alte Mann schien sich auch damit zur Genüge beschäftigt zu haben. Er war mein *alter ego*, nur, daß er weitaus mehr Zeit damit verbracht hatte, die Welt zu erforschen und ihr die Antworten auf die vielen Rätsel zu entlocken, die sie barg.

„Welchen Kurs setzen wir, Kapitän?“, fragte der erste Offizier.

Ich schaute den Alten fragend an, doch er machte eine Geste der Gleichgültigkeit.

„Fahr wohin Du willst. Der Weg ist das Ziel.“

„Dann fahren wir nach Süden.“

„Aye.“

Wieder suchten mich die Worte des Alten heim: Sie sind nicht real. Der Gedanke, verbunden mit der Dämmerung, ließ mich erschauern. Es lief mir eiskalt den Rücken herunter. Mit wem war ich hier nur unterwegs? Was war die Aufgabe dieser Kreaturen? Etwa, mich in den Wahnsinn zu treiben, indem sie jeden meiner Befehle bis ins kleinste Detail und ohne zu zögern ausführten? Indem sie den Geistern, welche die Welt in Bewegung hielten, halfen, eine Illusion zu erzeugen? Indem sie halfen, mir eine Welt vorzugaukeln, die in Wirklichkeit überhaupt nicht existierte?

Es ging nicht um Leben oder Tod. Der Tod war für mich kein Problem mehr, da ich mich unsterblich fühlte, nach allen Abenteuern, die ich überlebt hatte. Selbst wenn jemand aus meiner Mannschaft versuchen würde, mich zu töten, wenn er sich des Nachts in meine Kajüte schleichen würde – er hätte nicht die geringste Chance. Etwas, das ich nicht beschreiben konnte, würde dafür sorgen, daß ich den Plan rechtzeitig bemerkte. Dieses Etwas würde mich wecken, bevor der vergiftete Dolch meine Kehle erreichte. Dieses Etwas konnte in Form einer schweren Welle auftreten, die das Schiff traf. Es konnte eine Lampe auf meinem Schreibtisch sein, die umfiel, so daß ich erwachte. Es konnte auch ein Traum sein, der mich zur rechten Zeit erschreckte. Was immer es war, mag man es nun Schutzengel oder einfach Glück nennen – es war da, es tat seine Pflicht, und ich verdankte ihm meine Existenz.

Die Anstrengungen des Tages, der Ausflug auf die seltsame Insel und die vielen Gedanken hatten mich erschöpft. Müdigkeit überwältigte mich und ich konnte nicht anders, als ihr nachzugeben. Morgen würde ich mich den Schriften des Alten widmen. Morgen...

Als ich erwachte, war es schon fast Mittag. Ich ging an Deck und sah meinen alten Begleiter, froh in der Sonne liegend und die frische Seeluft genießend. Er wirkte erleichtert darüber, daß er nun seinen Schatz in Sicherheit gebracht hatte. Erleichtert darüber, daß er jemanden gefunden hatte, dem er sein Wissen anvertrauen konnte. Er wirkte fast, als hätte er nun seine Aufgabe vollendet.

„Nun, alter Mann? Ich hoffe, Du bleibst noch eine Weile an Bord. Du hast mir noch nicht gesagt, wohin Du gehen möchtest.“

„Ich möchte nirgendwohin. Mir ist es gleichgültig. Aber hier an Bord halte ich es noch eine Weile aus, soviel steht fest.“

„Das freut mich. Ich hatte schon befürchtet, Du würdest einfach verschwinden, so einfach, wie Du gekommen warst. Ich hatte es sogar erwartet. Weil in dieser Welt hier alles so seltsam abläuft. Menschen kommen, sprechen zu Dir und verschwinden wieder. Sogar eine Schlange hat einst zu mir gesprochen und ist verschwunden. Das ist das Traurige. Es gibt keine alten Freunde, die an meiner Seite bleiben, sondern nur neue Abenteuer. Aber sag mir – ich hatte geglaubt, in dieser Welt gäbe es kein *Zurück*. Wie hast Du es geschafft, wieder auf Deine Insel zurückzukommen? Und wie hast Du es geschafft, so lange am Leben zu bleiben und dir all das Wissen zu bewahren? Du hast meinen Zettel gesehen. Und selbst diesen Zettel hätte ich beinahe verloren. Du mußt mir noch eine Menge beibringen.“

„Nein. Ich kann Dir nichts beibringen. Du mußt alles selbst lernen, so wie ich auch. Ich kann Dir nur ein paar Hinweise geben, das ist alles. Das Ziel mußt Du selbst bestimmen. Was Du mit all dem Wissen anstellst, ist Deine Sache.“

Er schaute mich lange an.

„Also gut...Wissen bewahrst Du am besten in Deinem Kopf auf. Die Aufzeichnungen, die ich angefertigt habe, sind nur eine Hilfe gewesen, meine Gedanken ordnen zu können. Wie ich wieder auf meine Insel gekommen bin, hast Du selbst gesehen. Es gibt ein Zurück, aber nur unter gewissen Bedingungen. Und es gibt sogar alte Freunde, die wiederkehren. Aber ebenfalls nur unter gewissen Bedingungen. Ich schätze, die Schlange, die mit Dir gesprochen hat, war Steffi.“

„Du kennst sie?“

„Ich kenne viele Wesen hier.“

„Und warum kann eine Schlange sprechen?“

„Weil sie keine Schlange ist. Weil sie Dich getäuscht hat und es immer noch tut. So wie sie mich einst getäuscht hat.“

„Warum sollte sie mich täuschen?“

„Warum, warum...hast Du immer noch nicht bemerkt, daß Du in einer Welt von Täuschungen lebst?“

„Ich weiß nicht. Es gibt ungewöhnliche Dinge, die hier geschehen. Aber das heißt noch nicht, daß sie unmöglich sind. Ich glaube an das, was ich sehe. Und ich glaube daran, daß es für alles eine logische Erklärung gibt.“

„Die Logik ist es ja, die uns täuscht. Du magst glauben, daß diese Dinge einfach unerklärlich sind. In Wirklichkeit ist jedoch viel zu viel unerklärlich, hier in dieser Welt. Glaub mir, je mehr Du nachdenkst, desto logischer erscheint Dir alles. Aber auch das ist nur ein Teil der Täuschung.“

„Du bist ein Ketzer, Alter Mann. Nur weil es Dinge gibt, Die wir nicht verstehen, heißt das noch lange nicht, daß die Welt eine Lüge ist. Angenommen, wir segeln nach Feuerland, umkreisen dort das Kap. Dann segeln wir einfach

weiter nach Westen. Tage, Wochen und Monate. Was glaubst Du, würde passieren?“

Der Alte überlegte einen Moment.

„Was ich glaube, spielt keine Rolle. Wir leben in Deiner Welt.“

„Und? Manche sagen, wir würden von der Erdscheibe fallen, direkt in die Hölle. Andere hingegen glauben, daß die Erde eine Kugel ist. Aber auch dann müßten wir ja fallen, weil wir dann auf die Unterseite der Kugel kommen. Dann gibt es welche, die behaupten, wir würden in ein Land kommen, wo es große, springende Tiere gibt. Oder Wesen, halb so groß wie ein Mensch, mit gelber Haut und Schlitzaugen. Aber ich glaube nicht an solches Geschwätz.“

„Kapitän, es tut mir leid, Dir das sagen zu müssen. Aber Du entwickelst Dich zu einem perfekten Menschen Deiner Zeit. Ich hatte geglaubt, Du wärest intelligenter und könntest einst meine Forschung weiterführen. Aber ich habe mich wohl geirrt. Du kannst nicht mehr Wahrheit vertragen als irgendeiner Deiner Matrosen. Du meinst, Du könntest die Wahrheit mit Deinen Augen sehen. Du meinst, die Wahrheit würde Dir einfach in den Schoß fallen, ohne daß Du etwas dafür tun brauchtest. Und deswegen wirst Du scheitern. Du wirst untergehen wie Dein Schiff, wenn Du nicht lernst, anders zu denken.“

„Dann zeige mir, was Du gefunden hast und stimme mich um. Beweise mir, daß die Welt nichts anderes ist als eine Illusion und ich werde Dich reich belohnen.“

„Du bist ein Narr. Ich *weiß*, daß die Welt eine Illusion ist. Und womit willst Du mich belohnen? Mit einer Illusion von Gold? Ich kann Dir nichts beweisen. Ich kann Dir nur tausend ungewöhnliche Dinge zeigen, die darauf hinweisen, daß ich Recht habe. Aber wenn Du Deine Zeit damit verbringen willst, Städte anzugreifen, Schiffe auszuplündern und Dir eine stolze, kostbare Kapitänsuniform schneidern zu lassen, kannst Du das tun. Trau' Deinen Augen. Fühl Dich wohl, bei allem, was Du siehst. Häufe Schätze an und laß Dich vom Glitzern der Diamanten beeindrucken. Dann bist Du nur ein Stück Treibholz. Du wirst dann die Welt nicht verstehen, weil Du viel zu sehr damit beschäftigt bist, Dich in ihr wohl zu fühlen. Dann wirst Du nie auf die Wahrheit stoßen.“

„Ich habe keine Angst vor der Wahrheit.“

„Dann ist es wohl besser, Du liest meine Schriften, anstatt mir hier die Sonne zu stehlen.“

Ich wunderte mich selbst über die Geduld, die ich dem Alten gegenüber aufbrachte. Jeden Anderen hätte ich für solche Äußerungen über Bord werfen lassen – die Karibik war groß, das Wasser warm und die Haie hungrig.

Ich öffnete eine der Kisten, die mir der Alte vermacht hatte und nahm das erste verschnürte Pack Papiere heraus. Es dauerte eine Weile, bis ich mich an die seltsame Schrift gewöhnt hatte. Dann aber sah ich, was er alles gesammelt und geschaffen hatte. Die Papiere, die ich vor mir hatte, beschäftigten sich mit der Botanik der Inselwelt.

Zahlreiche handgezeichnete Abbildungen führten Buch über alle Pflanzen, gaben Aufschluß über ihre Blütezeiten und ihre gesamte Struktur – vom Wurzelwerk bis hin zu den Blättern.

Dies waren nicht die Aufzeichnungen eines Alten, der über seine selbst gewählte Einsamkeit verzweifelt und verrückt geworden war, sondern brauchbare und wissenschaftliche Schriften. Ich war erstaunt über die Klarheit der Bezeichnungen, über die Schärfe und Präzision der beschreibenden Sätze. Blatt für Blatt ging ich die Aufzeichnungen durch und mir entging nicht, daß hier und da sogar Ironie eingeflochten war, etwa wenn er schrieb „die heimischen Bienen aber hätten fürwahr ihre Freude gehabt am süßen Nektar dieser exotischen Pflanzen.“

Kein Zweifel, schon nach den ersten zehn Seiten hatte sich meine Wut über den frechen Ton, den er mir gegenüber an den Tag gelegt hatte, verflüchtigt. Nach weiteren zehn Seiten hielt ich ihn für ein Genie und als ich den ersten Stapel durchgesehen hatte, wußte ich, daß er der Aristoteles der Neuzeit war. Seine Forschungen beschäftigten sich mit allen nur erdenklichen Gebieten, er hatte nichts ausgelassen, nichts war ihm fremd. Er beschrieb die Pflanzen mit viel Hingabe, unterschied die Heilkräuter und beschrieb genau die Wirkung jedes einzelnen. Dieses helfe gegen Kopfweh, dieses halte die Zähne rein und ein drittes sei wirksam gegen Fieber anzuwenden.

Der Alte, so viel Liebe er auch der Erwähnung jeder Kleinigkeit widmete, bewahrte sich jedoch immer eine gewisse Distanz seinen Forschungsobjekten gegenüber. So genau und detailgetreu er sie beschrieb – manche Sätze klangen, als mochte er nicht an die Existenz der Pflanzen glauben.

Ich legte den Stapel Papier beiseite und holte einen weiteren aus der Kiste. Dieser beschäftigte sich mit der Tierwelt der Insel. Hunderte von Seiten Abhandlungen über alle Arten von Tieren, von den Affen über die Fische bis hin zu den Insekten. Die Zeichnungen waren voll farblicher Kraft und erinnerten mehr an Kunst als an Naturwissenschaft.

Ich war mir sicher – so lange mein Leben auch dauern mochte, es hätte niemals ausgereicht, auch nur den Inhalt dieser beiden Kisten durchzugehen, geschweige denn zu verstehen. Der Alte hatte sein ganzes Leben damit verbracht, Wissen zu sammeln, immer und immer wieder neu zu durchdenken. Und er war leider zu dem tragischen Schluß gelangt, daß die Welt, so wie sie zu sein schien, nicht existierte. Nur – was machte ihn so sicher? Er hatte alle

Phänomene, alles was ein Mensch nur mit seinen Sinnen erfassen konnte, akribisch festgehalten. Und dennoch seinen Glauben verloren.

Ich holte den Stapel mit der simplen Aufschrift *Menschen* aus der Kiste. Die ersten Seiten berichteten, wie es auch bei den Schriften über Tiere und Pflanzen der Fall war, über das äußere Erscheinungsbild. Sätze von Belanglosigkeit. Eine Bestandsaufnahme. Der Kopf des Menschen, der über zwei Augen, zwei Ohren, eine Nase und einen Mund verfüge, die der sinnlichen Erfassung der Welt diene. Daß der Kopf am oberen Ende des Halses sitze und der Hals auf dem Torso. Wie konnte solch ein gebildeter Mann nur solche Binsenweisheiten aufschreiben? Es war fast, als sei er nur zu Besuch auf dieser Welt und hatte seinen Auftraggebern zu Hause über alles genauestens Bericht zu erstatten. Manche Absätze waren wirklich von einer unfreiwilligen Komik. Ich führte dies auf die lange Einsamkeit des Alten zurück.

„Die Menschen sind dem Feuer nicht abgeneigt, so wie es bei den Tieren zu beobachten ist. Auch den Nutzen des Feuers lernten sie zu schätzen. Wo aber der Mensch dem Tiere gleicht, beim Schmerzempfinden und bei der fleischlichen Lust, da ist die Ähnlichkeit eine Auffällige. Das eine zu vermeiden, das andere aber anzustreben, ist das Ziel aller Kreaturen.“

Tiefer und tiefer arbeitete ich mich den riesigen Papierstapel. Und mehr und mehr wurde mir bewußt, wie sehr sich der Alte von *den Menschen* – er schrieb nicht ein einziges Mal: *wir Menschen* – distanzierte. Menschen waren ihm nichts weiter als Forschungsobjekte. Weder Zuneigung noch Verachtung legte er ihnen gegenüber an den Tag. Es war, abgesehen von dem wissenschaftlichen Interesse, eine pure Gleichgültigkeit. Warum aber glaubte er, meine Matrosen seien nicht real? Was war in seinen Augen ein realer Mensch? Er selbst? Ich?

Menschen...in den Papieren war nichts, was der Aufschrift gerecht geworden wäre. Nichts über die Seele, nichts über das menschliche Zusammenleben. Der Mensch, den der Alte hier beschrieb, war ein behäbiges Tier auf zwei Beinen, das nur aufgrund seines Äußeren klassifiziert wurde.

Ich nahm den Stapel mit der Aufschrift *Kosmos*. Dieser würde mir vielleicht, so hoffte ich, Aufschluß geben über das, was über unsere Welt hinausging. Aber auch hier – nur die Beobachtungen, die der Alte mit dem Fernrohr und seiner Sanduhr angestellt hatte. Sonnenauf- und -untergang, der Lauf der Gestirne, unterteilt nach den Jahreszeiten, Sternbilder und Tabellen zur Berechnung. Ich war etwas enttäuscht. So durchgeistigt, wie mein ungebetener Reisegast gewirkt hatte, hatte ich mehr erwartet. Mehr als nur bloße Beobachtungen. Ich grub mich tiefer in die Kiste und fand weitere, verschnürte Papiere, über karibische Früchte, über das Pferd als Nutztier, über die Ankunft der Spanier, über die eingeborenen Völker. Ich sah, daß ich mich geirrt hatte. Der Ort meiner Entstehung (es Geburt zu nennen wäre falsch) war nicht in Süd- sondern Mittelamerika. Aber was bedeutete das schon? Mein Blick fiel auf die zweite Kiste.

25

Die Papiere hier waren völlig ungeordnet, so als wären sie in größter Eile zusammengerafft worden. Keine fein säuberlich nach Themengebieten geordneten Pakete, sondern wild durcheinandergewürfelte, teils zerfetzte Papiere.

Einige schienen eine eigene Kategorie zu bilden, andere wiederum waren Teil einer größeren – und nun zerfallenen – Sammlung. Wohin mein Auge auch blickte – die meisten dieser Papiere waren übersät mit Zahlen. Zahlenreihen, Zahlenkolonnen, umfangreiche Rechnungen, die ich nicht verstand. Auch viele mir fremde Zeichen waren darunter. Die Sätze, die neben den Rechnungen standen, waren von ihrem Schriftbild so schlecht, daß ich sie nicht vollkommen entziffern konnte.

Ich wußte nicht einmal, ob die Rechnungen aus der Zahlenmystik stammten oder ein konkretes Ziel verfolgten. Dann stieß ich auf Rechnungen zur Ballistik. Seite nach Seite war mit Tabellen zu Winkelmaß, Gewicht und Energie von Geschossen gefüllt. Blieb der Alte bei uns an Bord, so hätten wir mit Leichtigkeit jede Seeschlacht, und sei sie gegen einen noch so überlegenen Gegner, gewonnen.

Die nächsten Papiere, die ich mir ansah, betrafen die Konstruktion von Maschinen. Technische Objekte, die den Menschen die Arbeit abnehmen sollten – oder die Menschen mit wundersamen Fähigkeiten ausstatteten. Eine Tauchmaschine, eine Flugmaschine.

Ich wunderte mich, woher der Alte solche Ideen hatte. Und zu welchem Zweck er sich mit Maschinenkunde befaßte. Stimmt auch nur ein Hundertstel von dem, was ich hier vor mir sah, dann hätte mein seltsamer Besucher an jedem europäischen Königshof die höchsten Würden bekommen. Kriegsakademien hätten ihn dankbar aufgenommen. Statt dessen aber befand er sich hier bei mir und nutzte jeden Vormittag, um die warme karibische Sonne zu genießen und mir hier und da eine Nachhilfestunde in Sachen Philosophie zu geben.

Ich hatte noch nicht herausfinden können, was er wollte. Fest stand nur: Er war nicht an Besitz interessiert, sieht man von dem geistigen Besitz, der sich nun hier vor mir befand, ab. Er war zudem nicht daran interessiert, sich in das Gezänk zwischen Spaniern, Engländern, Holländern und Franzosen einzumischen. Es war ihm egal, wer die Karibik beherrschte, solange er seinen Gedanken nachhängen konnte. Aber wozu nur? War es Angst, die ihn trieb? Angst, eines Tages Maschinen zu benötigen, um sich gegen irgend etwas zur Wehr zu setzen? Oder wieder nur, um seine Forschungen voranzutreiben? Diesmal vielleicht in der Luft oder unter Wasser...

Wozu nur?

Als ich die Schriften weiter studierte, stieß ich auf ein ungewöhnliches Zeichen, was offenbar als Platzhalter für ein Wort benutzt wurde, das entweder zu lang war oder aus irgendeinem anderen Grund nicht ausgeschrieben wurde.

Ich kannte verschiedene Formen des Glaubens und auch des Aberglaubens – die christliche, die muslimische und die heidnische. Alle fürchteten sich davor, entweder den Namen Gottes oder denjenigen Satans zu nennen, weil sie glaubten, damit Zorn auf sich zu lenken. Ob der Alte wirklich so ängstlich war, oder ob er ein Geheimnis behalten wollte, konnte ich nicht beurteilen. Auch danach würde ich ihn morgen fragen müssen. Ich hoffe nur, uns blieb die Zeit für ein langes Gespräch.

Ich legte das Blatt zur Seite und betrachtete das darunter liegende. Da war es wieder, dieses Zeichen und es hatte noch weitere seiner Artgenossen mitgebracht. Der Text war nun fast unleserlich und mein Verdacht bestätigte sich, als ich einige Seiten weiterblätterte – die Papiere waren nun vollkommen in einer unverständlichen Zeichenschrift geschrieben.

Ich mußte den Alten zur Rede stellen, alles andere hatte keinen Sinn. Wenn er schon glaubte, die Geheimnisse des Universums entdeckt zu haben und der Menschheit mitteilen zu müssen, dann war keine Zeit für solche Kinderspielchen. Er würde mir sagen müssen, worum es ihm ging. Gleich morgen früh, wenn er wieder sein tägliches Sonnenbad nahm, würde ich ihn zur Rede stellen.

"Die Zeichen? Du verstehst Die Zeichen nicht?"

"Richtig, und mir fehlt die Zeit, Deine ungewöhnliche Schriftsprache zu lernen."

"Nun gut, ich werde Dir sagen, worum es sich handelt. Auf die Gefahr hin, daß Du mich aussetzt, so wie es der Kapitän auf dem Schiff getan hat, auf dem ich zuvor war."

"Das erste Zeichen hier steht für *die Fremden*. Ich habe ein Zeichen geschaffen, daß dieser Fremdheit am besten gerecht wird. Später fürchtete ich, meine Aufzeichnungen könnten in die falschen Hände geraten und so begann ich, sie zu verschlüsseln. Und ich war offenbar erfolgreich, wenn Du sie nicht verstehst."

"Du hast diese ganzen Schriften nicht geschaffen, um sie mir zu geben. Du hast etwas vor, richtig?"

Der Alte sah mich ausdruckslos an.

"Sag mir, was Du planst und dann werde ich entscheiden, ob ich Dir helfe."

"Du wirst keine Wahl haben, als mir zu helfen. Es ist Deine einzige Chance, Dich und Deine Rolle in dieser Welt zu erkunden. Und wenn Du Glück hast, wirst Du sogar einen Blick über ihren Tellerrand hinaus werfen können. Ich habe vor, der Welt ihre Maske abzunehmen. Und das wird nicht ohne Gewalt gehen."

"Planst Du einen Feldzug?"

"Nein. Ich meine eine andere Form von Gewalt. Du wirst mich bald verstehen. Wir werden Dinge tun müssen, die gegen die Regeln verstoßen. Wir werden das System zwingen, Fehler zu machen und uns zu antworten."

"Das System?"

"Ja, so nenne ich es. Ich bin mir der Unzulänglichkeit des Begriffes bewußt. Aber solange wir noch nicht wissen, worum es sich handelt, müssen wir es wohl so bezeichnen."

"Was ist meine Rolle dabei?"

"Du wirst mich zurück nach Europa bringen. Dort ist die Wissenschaft am weitesten entwickelt, sieht man von der Medizin ab. Wir müssen dorthin, um einen meiner Freunde zu treffen. Er ist Mathematiker und kann mir vielleicht dort helfen, wo ich mit meinen Berechnungen nicht weiterkomme."

"Was versuchst Du zu berechnen?"

"Viele Dinge. Du mußt wissen, daß Gott Mathematiker ist. Und die Welt, die er geschaffen hat, ist eine Maschine, die physikalischen - und damit mathematischen - Regeln folgt."

"Und wer sind nun diese Fremden?"

"Ich weiß wenig über sie. Ich denke, daß sie eine Art Wächter sind, die versuchen, das System zu schützen. Vielleicht waren sie es sogar, die es geschaffen haben."

"Wie kann ich Dir helfen?"

"Du wirst Dir zunächst diejenigen Dinge überlegen, Die Dir ungewöhnlich erscheinen."

"Wie die verschwindenden Leichen."

"Richtig. Die Leichen sind ein Punkt, an dem wir vielleicht ansetzen können. Allerdings mußst Du Dir bewußt werden, daß Deine ganze Umwelt, wie ich Dir schon gesagt habe, nicht aus realen Personen besteht. Du mußt Deine Skrupel überwinden. Könntest Du einen von ihnen töten?"

"Einen meiner eigenen Leute?"

"Es sind keine Menschen. Sie fühlen nichts, glaub mir. Hast Du jemals Blut gesehen?"

"Nur mein eigenes, als ich einmal verwundet wurde."

"In deren Adern fließt kein Blut, sie haben keine individuellen Gesichter, sondern sehen alle gleich aus. Sie verschwinden nach ihrem Tod. Welche Beweise brauchst Du noch?"

Ich erinnerte mich an die Kämpfe. Eine Menge Pulverdampf, ein riesiges Geschrei, eine tobende Menge. Und danach? Keiner hatte etwas gesehen, es gab kein Blut und nicht die Spur eines Toten. Der Alte war dabei, mich zu überzeugen. Und in diesem Moment hatte er mich, falls er mit seiner Theorie falsch lag, möglicherweise zu einem Mörder gemacht. Aber was spielte das schon für eine Rolle, in dieser Welt? Trotzdem widerstrebte es mir zutiefst, einen meiner eigenen Matrosen zu töten, nur um unseren Wissensdurst zu stillen. Nein, wenn der Alte auf der Suche nach dem Geheimnis der verschwindenden Leichen war, dann sollte er ihm woanders nachgehen. Diese Welt war vom Kampf geprägt und an allen Ecken und Enden gab es zu jeder Zeit Tote.

"Wir fahren nach Europa. Dort ist immer etwas los und Du wirst Du Gelegenheit haben, weiterzuforschen."

In diesem Moment fuhr ein *verzehrendes Licht* über uns hinweg, heller als alles, was ich jemals sah. Wir alle waren geblendet von dieser Kraft, die Tausende von Sonnen überstrahlt hätte. Dem Licht folgte ein ohrenbetäubender Krach, erfaßte das Schiff, das Meer und alles um uns herum. Im nächsten Moment hob ein peitschender Wind an und schleuderte uns eine stürmische Wasserfront entgegen.

Das Schiff wirbelte herum und beruhigte sich erst nach geraumer Zeit wieder. Als alles vorüber war, war ich unter Schock, geblendet und fast völlig taub. Und doch nahm ich die Umrisse eines Maats war, der – als sei nichts geschehen auf das Deck kam und zu schrubben begann.

Ohne es zu wollen, nämlich aufgrund meiner Taubheit, schrie ich: „Was zum Teufel ist das?“

Er zuckte gleichgültig mit den Achseln.

„Wahrscheinlich die Franzosen, die machen hier ihre Atomtests.“

Ich nickte, denn dies klang plausibel.

Kräftiger, voller Wind unterstützte unsere Überfahrt in die Alte Welt. Hier hatte es begonnen, hierher reichten die dunklen Bilder meiner Erinnerungen, die noch *vor* meiner Flucht in den Aztekentempel einsetzten. Es kam mir vor, als seien wir nur wenige Augenblicke unterwegs gewesen. Lange genug, um sich einen Kaffee zu kochen, aber zu kurz, um als Reise durch den Atlantik zu gelten. Aber zweifelsohne – wir waren da. Nur die Hafengebäude wies uns den Weg, da es bereits tiefe Nacht war, als wir uns anschickten, einzulaufen. Wenn mein erster Offizier ganze Arbeit geleistet hatte, was angesichts seines Alkoholkonsums zweifelhaft war, mußte dies einer der französischen Atlantikhäfen sein. Hatte sich der Offizier auch nur um ein paar Grad verrechnet, dann waren wir in Südengland oder Portugal. Dies trübte nicht meine Freude, meiner Heimat endlich wieder näher zu sein.

Ich beschloß, eine kleine Ansprache zu halten und ließ die Männer antreten.

„Männer! Wir laufen jetzt in den Hafen von...Europa ein! Also benehmt euch wie zivilisierte Menschen. Ich danke Euch für gute Arbeit und Eure Loyalität, die uns nun durch viele gemeinsame Abenteuer geführt hat. Zur Belohnung schenke ich Euch das Schiff. Ich selbst werde morgen an Land gehen und mich auf die Suche nach einem alten Freund machen. Erster, übernehmen!“

Lautes Jubelgeschrei übertönte bald meine letzten Worte. Wir beschlossen, die letzten Stunden noch zusammen an Bord zu verbringen, und uns im Morgenrauschen der Stadt zuzuwenden.

Dichter Nebel hing über dem Hafengelände, als der Alte und ich uns auf den Weg machen, seinen Freund, den Mathematiker, ausfindig zu machen.

Ich hatte vor, einen Passanten nach dem Namen der Stadt fragen, aber der Alte trieb mich unerbittlich an: "Wir haben keine Zeit, uns mit so etwas zu beschäftigen. Der Mathematiker wohnt nicht weit von hier.“

„Aber in welcher Stadt sind wir? Und in welchem Land?“

„Es spielt keine Rolle. Städte und Länder ändern ohnehin dauern ihre Namen, Grenzen verschieben sich. Du wirst Dich so oder so in ein paar Tagen nicht mehr an den Namen dieser Stadt erinnern können. Nun komm endlich.“

„Woher weißt Du überhaupt, wo Dein Freund wohnt? Hast Du einen Stadtplan im Kopf?“

„Städte sind doch alle gleich. Ein Marktplatz hier, das Haus des Bürgermeisters dort, eine dunkle Gasse mit den Piratentavernen hier, die Kirche dort. Da vorne müßte es übrigens sein.“

Ich kam nicht umhin, den Alten um seine Energie und seine Zielstrebigkeit zu bewundern. Er wußte, was er wollte.

Das Haus des Mathematikers stand auf einem abgelegenen Hügel, außerhalb des Stadtzentrums. Es kostete mich viel Mühe, das enge Treppenhaus zu erklimmen.

Als wir das Zimmer des Mathematikers betraten, mußte ich unwillkürlich an die Inselhöhle des Alten zurückdenken. Auch hier waren Bücher, Papiere, Aufzeichnungen jeder Art über das ganze Zimmer verstreut.

Der Mathematiker saß an seinem Schreibtisch und würdigte uns zunächst keines Blickes, so vertieft studierte er. Erst als er den alten Mann erkannte, ließ er das Papier in seiner Hand sinken und erhob sich.

„Wenn das nicht der Philosoph ist! Wie weit bist Du mit Deinen brotlosen Studien?“

„Weiter als Du mit Deinen sinnlosen Zahlenspielereien.“

Es war wohl eine Art altes Ritual, was sich hier abspielte. Ein Ritual unter Freunden, die sich vermutlich seit einer Ewigkeit nicht mehr gesehen hatten.

„Nun, was macht die Karibik?“

„Das gleiche, was sie immer getan hat. Sie schlagen sich die Köpfe ein. Wie sieht es hier in aus?“

„Sieh es Dir selbst an!“, sagte der Mathematiker und deutete auf das Fenster. Neugierig traten der Alte und ich näher, um einen Blick auf das Geschehen zu werfen.

Ich hätte heulen können - das Land, was sich vor uns auftat, war nicht Europa. Wußte der Teufel, wo wir hier gelandet waren. Vermutlich in einem Land der Albträume. Es war der reinste Wahnsinn, was hier vor sich ging. Das Land war, soweit wir es von hier überblicken konnten, übersät von Festungen und schwerem Kriegsgerät. In der Ferne erkannten wir Flaggen, die aus einer Wüste von Trümmern ragten. Armeen dunkler Kreaturen zogen in mächtige Schlachten, um einander nicht nur zu besiegen, sondern gänzlich auszulöschen... *es mußte wohl doch Europa sein!*

Leider nicht das Europa, an das ich mich dunkel erinnerte, nicht das Europa der achtziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts. Es war nicht einmal das Europa des 16. Jahrhunderts, so wie ich es aufgrund meiner Odyssee durch die Karibik erwartet hatte.

„Seit einem Jahr geht es schon so. Ich nehme an, wir haben wieder einen neuen Krieg. Vielleicht ist es auch noch der alte. Aber egal, wir sollten uns nicht mit Politik beschäftigen“, meinte der Mathematiker und zog die Vorhänge zu.

„Wen hast Du mir denn hier mitgebracht, alter Mann?“

„Der Junge hier ist Kapitän gewesen, und jetzt ist er gerade dabei, ein echter Ketzer zu werden. So wie wir.“

„Sehr gut. Über was weiß er denn schon Bescheid? Über die Ausstiegspunkte? Verwirrungsmethoden? Überlastung?“

„Er steht noch ganz am Anfang, denke ich. Er kommt aus der karibischen Vergangenheit und hatte sich gerade mit seiner Rolle als Kapitän angefreundet. Wäre er mir nicht begegnet, dann hätte er sich perfekt in seine Welt eingefunden.“

Mir gefiel die Art nicht, wie die beiden über mich redeten. Ich war aber zu durcheinander und auch zu neugierig, um mich in das Gespräch einzumischen.

„Wieviel kann er auf einmal vertragen?“, fragte der Mathematiker.

„Ich denke, wir sollten langsam anfangen“, antwortete der Alte.

„Es wird das Beste sein, Du stellst ihm ein paar Fragen und führst ihn dahin, es selbst zu erkennen.“

„Wie Du meinst, alter Philosoph.“

Der Mathematiker wandte sich mir zu. Ich kam mir vor wie ein kleiner Schulkunde, dem eine Prüfung bevorsteht. Eine Prüfung allerdings, für die er nichts gelernt hat und deren Fachgebiet er nicht einmal kannte.

„Nun gut, Kapitän. Fangen wir an. Frage 1: Hast Du jemals Verwaltungsakten durchgesehen?“

Ich war überrascht angesichts dieser seltsamen Frage.

„Nein“, antwortete ich wahrheitsgemäß.

„Frage 2: Bist Du jemals in einer leeren Besenkammer gewesen?“

„Nein. Warum?“

„Frage 3: Hast Du Dir jemals die Hände gewaschen oder Dir die Zähne geputzt?“

Ich legte die Stirn in Falten.

„Nein.“

„Du warst auf einem Schiff. Frage 4: Hast Du jemals das Deck geschrubbt?“

„Ich war Kapitän. Das Deck zu Schrubben überließ ich meiner Mannschaft.“

„Dann hattest Du - als Kapitän - bestimmt eine Menge Arbeit mit den Karten und der Navigation.“

„Nein. Das hat mein erster Offizier gemacht.“

„Wie ist sein Name?“

„Ich weiß nicht.“

„Hast Du jemals im Leben Langeweile verspürt? Oder auch nur etwas Uninteressantes, aber Notwendiges getan?“

„Nein, niemals.“

„Richtig. Und weißt Du, warum? Weil uninteressante Dinge hier in dieser Welt nicht existieren. Du lebst in einer Welt, die gemacht wurde, um interessant zu sein. Falls es doch einmal ein Alltagsgegenstand hierherschafft, wird sogar er zu einem spannungsgeladenen Ding, allein dadurch daß er hier ist. Sieh' Dich nur um. Schau Dir meine Regale an. Betrachte die Bücher und nimm Dir das langweiligste von allen.“

Etwas belustigt von dieser seltsamen Aufgabe tat ich, was er mir aufgetragen hatte. Ich nahm ein Buch in die Hand, das nichts als Zahlentabellen enthielt. Dann stellte ich es zurück.

„Warum nimmst Du es nicht?“

„Ich brauche es nicht.“

„Sehr richtig, Junge. Du brauchst es nicht.“

**>> take book
you don't need that.**

Irgend etwas seltsames passierte. Ich erinnerte mich daran, daß diese Situation mir bekannt vorkam. Wie oft hatte ich Dinge gesehen, hatte versucht, sie an mich zu nehmen. Und hatte dann festgestellt, daß ich nichts damit anfangen konnte. Aber war wirklich *ich* es, der entschied, daß ich etwas nicht brauchte? Oder sprach nicht vielmehr eine dominante Stimme zu mir: "Nein, Du brauchst es nicht, laß es liegen..."

Ein Gedanke kam mir, der mich fast erschreckte - Ich hatte mein ganzes Leben noch nie etwas gehabt, was ich *nicht* brauchte. Nun gut. Ich nahm das Buch. Ich blickte hinein, und sah die Zahlen. Das Buch war schwer, also stellte ich es wieder zurück ins Regal.

War ich wirklich noch Herr meiner Sinne? So leicht ließ ich mich nicht entmutigen. Ich nahm das Buch erneut, schlug es auf. Die Zahlen, die endlose Kolonne von Daten, die ich nie verstehen würde, bereitete mir ein Unbehagen, das ich sogar körperlich wahrnahm. Also stellte ich das Buch wieder zurück ins Regal. *Ich* tat es! Mit meinen eigenen Händen. Es war mir unmöglich, das Buch an mich zu nehmen und herumzutragen. Weil ich es nicht brauchte. Weil ich fühlte, daß es nur eine Belastung sein würde, weil ich es haßte. Und meine Vernunft war nicht stark genug, gegen dieses Gefühl anzukommen.

Ich konnte das Buch also nicht mitnehmen und akzeptierte dies schließlich.

„Unser Freund beginnt zu lernen!“, sagte der Mathematiker zu dem Alten. Dieser quittierte die Worte mit einem milden Lächeln.

„Die Welt“, fuhr der Mathematiker schließlich fort, "ist begrenzter, als Dir momentan bewußt ist. Du hattest geglaubt, Du könntest tun und lassen, was Du willst, richtig? Du meinstest, Du seist der Schmied Deines Schicksals. Aber Du wirst Dich von diesem schönen Gedanken trennen müssen. Du kannst in Wirklichkeit nur sehr, sehr wenig tun. Glaub mir, Junge - Ich habe mein Leben mit Zahlen verbracht. Mit Zahlen und mit Logik. Und allem, was dazwischen liegt. Zahlen folgen der Logik, die Logik folgt den Zahlen. Dann änderten sich die Zahlen, die Logik jedoch blieb die gleiche.“

Hilfesuchend blickte ich den Alten an. Dieser nickte zustimmend zu den Worten des Mathematikers.

„Ich verwirre Dich wohl?“, fragte mich der Mathematiker.

„Nun, dann muß ich mir mehr Mühe geben. Weißt Du, wenn man so lange studiert und forscht, dann vergißt man leicht, daß andere Menschen einen anderen Blickwinkel haben.“

Er sagte *anderen* Blickwinkel, meinte jedoch zweifellos *niederer*, wenn er auch keine sichtbare Spur von Arroganz an sich hatte. Es ging ihm wirklich darum, mir etwas beizubringen.

„Die Welt ist, wie Dir mein Freund vermutlich schon eröffnet hat, ein System. Und wir wollen ganz einfach herausfinden, wer es geschaffen hat.“

„Ihr sucht Gott?“

„In gewisser Weise. Aber nach all dem, was wir wissen, hat er diese Bezeichnung nicht verdient. Einen Gott stellt man sich gewissenhafter vor.“

„Und mit mehr Liebe zu Details“, ergänzte der Alte.

„Nennen wir ihn doch einfach den *Erschaffer*. Wir sind auf der Suche nach dem Ursprung und dem Zweck unseres Daseins. Das unterscheidet uns von den Kreaturen dort draußen. Wir denken nach. Und wir suchen andere, die ebenfalls nachdenken. Du scheinst einer von ihnen zu sein und ich bin heilfroh, daß Du hier bist. Ich darf Dir eine kurze Einführung in das geben, was wir tun?“

„Selbstverständlich.“

„Gehen wir davon aus, daß die Welt – die ganze Welt, wie Du sie hier siehst – einigen wenigen, sehr einfachen Regeln folgt. Dann müßte derjenige, der diese Regeln versteht und selbst anwendet, eine Art Gott in dieser Welt sein. Leider nur ein Gott mit sehr beschränkten Fähigkeiten, da es uns nicht möglich ist, diese Welt zu verlassen. Unsere Technik und auch vermutlich unsere Psyche erlauben es uns nicht. Das, was ich Dir vorhin gezeigt habe – der Trick mit dem Buch – ist sozusagen einer der Ausgangspunkte. Dort, wo der Erschaffer nicht achtgegeben hat, kommen wir ins Spiel. Wir beobachten die Punkte, die ungenau sind. Die nicht ausdefiniert wurden. Dies erlaubt uns zumindest eine Menge neuer Fragen: Warum wurden sie nicht ausdefiniert? Worin unterscheiden sich diese Dinge von denen, die als *wichtig* angesehen werden?“

„Und wie weit seid ihr mit Euren Erkenntnissen?“

„Nur langsam, junger Freund. Es ist uns gelungen, die Objekte in unserer Welt in mehrere Klassen einteilen zu können. Vielleicht schockiert es Dich, daß diejenigen, die Du als Deine Mitmenschen angesehen hast, für uns nur Objekte sind. Wenn auch Objekte einer höheren Klasse.“

„Ich bin gerade dabei, den Gedanken zu akzeptieren. Aber worin unterscheiden sich die Objektklassen?“

„In der Anzahl der Variablen.“

„Und was zur Hölle, sind Variablen?“

„Veränderliche Werte. Wenn Du zum Beispiel einem Buchstaben, nehmen wir das x , einen Zahlenwert zuordnest. Dieser Wert kann sich später ändern. Setzen wir x auf fünf, und verringern dann x um drei, nimmt x den Wert zwei an.“

Unter normalen Umständen hätte ich sofort verstanden, was gemeint war, da ich aber ein gerade der Karibik entfloherer, sonnengebräunter Pirat war, dauerte es etwas, bis das Wissen in meine Gehirnwindungen einsickerte.

„Was hast Du in dem Buch vorhin gesehen?“

„Zahlen.“

„Kannst Du Dich an eine von ihnen erinnern?“

„Nein, ich habe nicht darauf geachtet.“

Der Mathematiker blickte den Alten an.

„Zumindest hat er sie gesehen.“

Die meisten, die wir ich hier auf die Probe stelle, sehen nur leere Seiten in dem Buch. Ich sehe jede einzelne Zahl und viele von ihnen sind schon so fest in meinem Kopf, daß ich nachts davon Träume. Wenn Du also die Zahlen gesehen hast, ist das zumindest ein gutes Zeichen. Aber weiter mit den Variablen: ich denke, der Wert eines Gegenstandes bemißt sich in der Anzahl seiner Eigenschaften. Du kannst das Buch nicht nehmen, also hat es keinen Wert für Dich. Es wäre sinnlos, es Dir zu geben. Es wäre sogar sinnlos, Dir vorzumachen, daß Du es nehmen könntest.“

„Und warum?“

„Jeder bekommt, was er verdient. Und wenn das System feststellt, daß Du Dich damit zufriedengibst, daß dort ein Buch steht, was du nicht verstehst, dann bekommst Du genau das geliefert: ein Buch, das Du nicht verstehst und folglich nicht brauchst – folglich also auch nicht an Dich nehmen kannst. Und dies wiederum hat zur Folge, daß Du niemals dieses Buch lesen wirst und es niemals verstehen wirst. Eine kleine Selbstreferenz, wenn Du den Ausdruck verzeihst.“

„Aber ich habe wirklich wichtigeres zu tun, als Mathematikbücher zu lesen.“

„Wer sagt Dir das?“

Der freundliche Ausdruck im Gesicht des Mathematikers war mit einem Mal verschwunden und seine Worte glichen nun einem Zischen.

„Wer maß sich an, Dir zu sagen, was wichtig ist? Wer steuert Dich?“

„Es ist meine Entscheidung. Ich bin jung. Ich bin zur See gefahren. Und ich bin Abenteurer. Die Studierstube ist nichts für mich.“

Die beiden Männer blickten sich an, als seien sie zwei Ärzte, deren Patient gerade einen schweren Rückschlag erlitten habe.

Dann sagte der Alte mit einem Kopfschütteln: „Der Kapitän will sich nicht von der Umgebung trennen, die er lieb gewonnen hat. Es wird wohl Zeit, die schweren Geschütze aufzufahren. Geschütze, gegen die auch das Kanonenfeuer Deiner Galeone machtlos sein wird.“

Ich war Seemann und Offizier. Vor allem aber wollte ich ein guter Christ sein. Ich sollte mich befreien von all dem Unsinn, den mir diese seltsamen Männer einreden wollten.

„Es gibt verflucht viele Dinge zwischen Himmel und Erde, die wir nicht verstehen. Aber das ist kein Grund, eine Verschwörung zu vermuten.“

„Es ist keine Verschwörung, es ist weitaus schlimmer als das. Eine totale Illusion, in der Du lebst und in der Du sterben wirst, wenn es Dir nicht gelingt, auszusteigen.“

„Was ist Dein Problem, Alter? Warum glaubst Du an diesen Wahnsinn?“

„Es begann damit, daß ich als junger Mann eine Reihe von seltsamen Visionen hatte. Ich war in diesen Träumen nicht ich selbst, sondern nur eine Art Mund, ständig auf der Suche nach Eßbarem. Ich irrte durch ein Labyrinth und fraß und fraß. Ich mußte das ganze Labyrinth leer fressen. Und ich wurde von bösen Geistern verfolgt, die mich fressen wollten. Und sobald ich das ganze Labyrinth hinter mir gelassen hatte, sah ich mich schon dem nächsten ausgeliefert. Mein Freund hier“, sagte er und deutete auf den Mathematiker „träumte sogar, eine Ameise zu sein und in der Tiefe nach Diamanten zu graben.“

„Wenn ich mir auch erst spät bewußt wurde, daß diese Diamanten die Steine der Weisheit sind, die ich nun hier, in der Mathematik, gefunden habe.“

„All dies“, fuhr der Alte unbeirrt fort, „hat sich in unseren Gedanken abgespielt. Selbst nach all den Jahren der Forschung wissen wir nicht, woher es kam. Ob es Fieberträume waren, ob es Drogen waren, die uns zu diesen Visionen brachten, oder ob es wirkliche Erinnerungen an die Realität sind. Gott sei dank wurden wir nachdenklich und haben die Welt skeptisch beobachtet. Jeder auf seine Weise. Ich bereiste die Kontinente und die Inseln, mein Freund. Reiste durch die Welt der Zahlen. Nun, da wir unser Wissen vereinen, werden wir bald die Wahrheit kennen.“

„Ihr redet nicht wie Katholiken. Ihr seid Ketzer. Und ich will nichts mit Euch zu schaffen haben. Betet Eure Götzen an, verleugnet die Existenz Gottes und ihr werdet die schrecklichsten Qualen erleiden.“

„Hör uns zu, nur noch das Eine will ich Dir zeigen, dann kannst Du uns von mir aus der Inquisition übergeben. Nimm diese Schachtel. Darin ist unser kostbarster Schatz. Wenn Du uns auch nicht glaubst, so bitte ich Dich, rette wenigstens Dein eigenes Leben. Wenn Du in Gefahr bist, öffne die Schachtel.“

„Ich habe genug gehört“, fuhr ich die beiden an, „und ich will Eure Schwarze Magie nicht.“

„Dann wäre mein Leben umsonst gewesen“, seufzte der Alte.

„Nein, so darfst Du nicht denken“, beschwichtigte ihn der Mathematiker.

„Der Junge ist nur verwirrt. Er hat noch nicht verstanden. Wir müssen wohl das Risiko eingehen und ihm die *Maschine* zeigen.“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Wenn er uns verrät, und ihnen die Maschine ausliefert, ist diese Welt verloren. Und viele andere ebenso.“

„Der Mathematiker ging an seinen Schreibtisch und öffnete einer der Schubladen. Er holte eine braune Holzkonstruktion heraus, auf deren Oberfläche sich unzählige metallische Hebel befanden. Einige waren bereits leicht angerostet, die Maschine mußte schon sehr alt sein.“

„Nun, junger Freund, kommt Dir das bekannt vor?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Nun komm schon“, wir haben nichts zu verlieren. In ein paar Stunden werden sie ohnehin hier sein und alles vernichten. Wenn der Junge uns bis dahin nicht hilft, spielt es keine Rolle mehr.“

Zögernd kam der alte Mann der Aufforderung nach.

Aus der kleinen Tasche, die er bei sich trug, holte er eine blaue Kugel heraus und stellte sie hinter die Maschine. Dann nahm er einen Schlauch, von der Art wie sie Alchimisten für ihr gottloses Tun nutzen, und steckte das einem Ende in den unteren Teil der Kugel, das andere Ende in die seltsame Maschine.

„Was habt ihr vor?“

„Wir zeigen Dir das Geheimnis der Zahlen.“

Der Mathematiker betätigte einen kleinen, seitlichen Hebel und die Maschine begann einen fast überirdischen Lärm von sich zu geben, so daß ich unwillkürlich zusammenfuhr.

„Es ist eine Rechenmaschine. Und sie kann noch viel mehr als nur Rechnen.“

Ich betrachtete die Maschine. Einerseits war ich neugierig, wollte wissen, wozu das seltsame Ding imstande war, andererseits fürchtete ich den Zorn Gottes. Denn die Heilige Schrift sagte nichts über den Bau von Maschinen. Und daß es gottgefällig sei, sich in das Studium der Technik zu vertiefen, konnte ich mir nicht vorstellen.

Die Kugel begann in einem klaren Blau zu leuchten. Ein Blau von solcher Reinheit, wie ich es noch nie zuvor gesehen hatte. Nicht im Meer, nicht in den Augen der Menschen und nicht im Himmel. Es mußte Ketzerei sein. Ich rang mit mir. Ich wollte jedes Gefühl der Sympathie für die Maschine, die eine Farbe von solcher Pracht hervorbrachte, in mir ersticken. Ich wollte nicht zum Helfer des Bösen werden.

Der Alte mußte meine Gedanken erraten haben.

„Hab keine Angst, Kapitän, mein Freund weiß, was er tut. Stelle der Maschine eine Aufgabe. Eine Zahlenaufgabe.“

Ich war nie zur Schule gegangen. Ich hatte keine Ahnung von Zahlenkunde, wußte aber vom allgemeinen Umgang mit Ziffern. Und so entschied ich mich, die eitle, gotteslästerliche Maschine zu entlarven. Ich nahm die größte Zahl, die ich kannte. Und ich wählte eine Rechnung, die kein Mensch ausführen konnte, ohne dem Wahn zu verfallen.

31

„Frage die Maschine, wie groß ein Heer ist, das tausend Reihen mit je tausend Soldaten füllt.“

Der Mathematiker lächelte, betätigte einige der Metallhebel, die sich darauf senkten und wieder anhoben. In dem Kristall flackerten Zahlen und Buchstaben.

Dann betätigte der Mathematiker die Taste, die etwas größer als die anderen war. Die Maschine rumpelte. Zahnräder in ihrem Innern setzten sich quiet-schend in Bewegung.

? 1000*1000

Es dauerte einen Moment und ich war sicher, daß die Maschine ob der schie-ren Größe meiner Zahlen verzweifeln würde.

Dann klärte sich die Kristallkugel und es erschien:

1000000

READY .

Ich versuchte nicht erst nachzurechnen, da ich dazu nicht in der Lage war. Lustig blinkte ein kleines Quadrat. Es zeigte wohl an, daß die Maschine sich langweilte. Die Frechheit und die Geschwindigkeit, mit der sie offenbar diese gewaltige Aufgabe gelöst hatte, beeindruckten mich.

Ich sah den Mathematiker fragend an. Ich hatte von einem Betrüger gehört, der sich damit brüstete, eine Schachmaschine erfunden zu haben. Als man den Kasten schließlich öffnete, fand man einen Zwerg, der sich darin verbarg.

„Es stimmt, glaub mir. Die Maschine betrügt uns nicht“, sagte der Mathemati-ker.

„Wenn dem so ist, dann ist sie die größte Erfindung seit Menschengedenken.“

Ich konnte es kaum fassen und wollte sofort eine neue Probe für die Wunder-maschine erdenken.

„Sie soll mir sagen, wie viele Monde seit dem Tod des großen Augustus vergangen sind.“

„So geht es nicht - die Maschine muß die Frage verstehen. Du mußt die Frage in einer Form stellen, welche die Maschine versteht. Es ist eine Beziehung auf Gegenseitigkeit. Du mußt der Maschine etwas geben, dann bekommst Du etwas zurück. Je besser Du sie behandelst, desto mehr wird sie Dir geben.“

„Sie greifen an!“

Eine angsterfüllte Stimme hallte durch die Gassen der Stadt.

Ich ging zum Fenster und sah, daß sich die große Armee, die sich vor den Stadtmauern befand, zum Leben erwacht war. Ganz offensichtlich bereiteten sich die Soldaten auf den Sturm vor, denn sie brachten schweres Belagerungs-

gerät in Stellung. Katapulte und Leitern wurden herangeschafft, die Bogenschützen entzündeten ihre Brandpfeile. Der Angriff stand bevor.

Ich nahm mein Fernrohr und betrachtete die Soldaten, die nun so nahe vor der Stadt waren, daß ich ihre Gesichter sehen konnte. Doch es waren keine menschlichen Gesichter, sondern vielmehr die von Raubtieren, von Drachen und von Schlangen.

„Großer Gott, steh uns bei! Wer sind sie?“, fragte ich.

„Es sind übelste Kreaturen. Halb Mensch, halb Tier. Und sie wollen die Maschine.“

„Sie sehen nicht aus, als ob sie denken könnten, geschweige denn die Technik nutzen. Was würde die Maschine ihnen bringen?“

„Nicht ihnen. Ihm. Ich weiß, wer es ist, der sie kommandiert. Sie stehen unter dem Befehl eines Schattenherrschers, der sich die Kraft der Maschine zunutze machen will. Du mußt wissen, die Zahlen bergen so unendlich viel Macht und wer immer über sie gebietet, beherrscht die Welt. Eine Maschine, welche die Zahlen mit hoher Geschwindigkeit berechnet, ist, in den falschen Händen, eine tödliche Waffe, genauso wie sie, von einer guten Seele bedient, ein Paradies erschaffen kann.“

„Wie kann eine Maschine ein Paradies erschaffen?“

„Uns bleibt keine Zeit für Erklärungen. Wir müssen fliehen.“

Ein gewaltiges Grollen drang von außen in den Raum. Dunkle Stimmen riefen Worte, die ich nicht verstand.

„Oh mein Gott, sie sind schon da“, sagte der Mathematiker. Er, den ich bisher als ruhigen und konzentrierten Menschen erlebt hatte, bebte nun vor Angst. Schweiß trat auf seine Stirn.

„Was soll das alles?“, fragte ich, doch er machte sich nicht die Mühe, mir zu antworten. Stattdessen raffte er seine Papiere zusammen und stopfte sie, so schnell er konnte, in den kleinen Kohleofen, der den Raum erwärmte. Sein Gesicht war traurig, fast verletzt, als die Aufzeichnungen in Flammen aufgingen.

„Nun bleibt nichts mehr von uns zurück. Sie werden uns töten. Du bist der Jüngste, ich flehe Dich an, nehme diese Schachtel! Das ist, wonach sie suchen. Du bist unsere letzte Hoffnung! Begleite uns.“

„Wohin wollt ihr gehen?“

„Nach Osten. Diese Stadt ist dem Tode geweiht. Keine Befestigung hält dem Angriff einer solchen Armee stand. Ich kenne einen geheimen Gang, der uns aus der Stadt bringen wird. Wir müssen die Maschine in Sicherheit bringen.“

Der Mathematiker hatte, wie sich bald zeigte, die Wahrheit gesagt. Ein schmaler Gang durch die Kanalisation führte uns unter den Straßen der Stadt hindurch, unter dem Palast des Herrschers, unter der Kathedrale und auch unter den Stadtmauern. Erst, als es schon tiefe Nacht war, kamen wir wieder an die Oberfläche und betrachteten aus der Ferne die Schlacht. Die Verteidiger der Stadt kämpften tapfer, hatten aber keine Chance, denn Welle auf Welle der dunklen Kreaturen stürmte gegen die Mauern an, bis schließlich eine Bresche geschlagen war und die Masse der Feinde sich mitten in die Stadt ergoß.

„Sie kennen keine Gnade. Ihr Vernichtungswille ist unerbittlich und wer immer sich ihnen in den Weg stellt, wird getötet. Sie folgen dem Schattenherrscher blind, denn sie selbst können nicht denken und nicht fühlen.“

Wortlos betrachteten wir den Untergang der einst so stolzen Stadt. Bald würde nichts als rauchende Trümmer übrig sein. Kostbarkeiten wurden geplündert und wo sich die Angreifer nicht in den Besitz einer Sache bringen konnten, zerstörten und verbrannten sie alles.

Dort, wo einst der Marktplatz war, feierten die Tiermenschen nun unter dem Flammenschein der Bilder, Möbel und Bücher.

„Wir können hier nichts mehr tun. Wir müssen weiter. Jetzt, wo der Feind keine Soldaten mehr für die Belagerung braucht, wird er bald auch das Umland nach uns absuchen.“

Lange marschierten wir, und sobald ich mich umsah, um einen letzten Blick auf die brennende Stadt zu werfen, trieben mich die beiden weiter an. Ich staunte über die Kräfte, die ich weder dem schwächtigen Mathematiker noch dem alten Philosophen zugetraut hatte.

Wir bewegten uns auf einen großen Berg zu und machten uns an einen beschwerlichen Aufstieg.

Trotzdem brannte meine Neugier dermaßen, daß ich den Atem fand, um weitere Fragen zu stellen.

„Bitte sagt mir eines: Warum seid ihr nun so angsterfüllt? Warum fürchtet ihr den Tod, wenn ihr doch glaubt, die Welt sei nur eine Illusion?“

„Es sind mehrere Dinge. Erstens haben wir die Gesetze der Wiedergeburt noch nicht verstanden, zweitens kann der Tod, selbst wenn er nicht real ist, uns weit zurückwerfen. Ich glaube nicht, daß mir noch einmal solch ein ruhiges, arbeitsames Leben geschenkt wird, in dem ich eine solche Maschine erschaffen kann.“

„Sind es wirklich nur die Zahlen, die Dich beschäftigen?“

„Nicht die Zahlen, sondern das Geheimnis der Zahlen. Die Macht der Zahlen.“

„Dann berichte mir davon. Mach, daß ich endlich verstehe.“

Der Mathematiker lächelte.

„Wir werden noch ein Stück weitergehen. Wenn wir das erste Plateau erreichen, werde Dir alles erklären.“

„Alles?“, fragte ich.

„Nun, alles, was ich Dir erklären kann. Auch ich bin nicht allwissend, auch wenn Du das vielleicht geglaubt hast.“

Der Pfad wand sich, zunächst in weiten, dann in immer engeren Kurven um den Berg, höher und höher. Wir erreichten schließlich eine Ebene, auf der wir Rast machten.

Erwartungsvoll blickte ich den Mathematiker an, während der Alte den kargen Bewuchs nach Feuerholz durchsuchte.

„Du willst also verstehen?“

„Ja.“

„Dann brauche ich Deine Hilfe. Wenn Du verstehen möchtest, mußt Du zunächst lernen. Du mußt Dir schwören, daß Du alles tun wirst, um die Wahrheit zu erkennen. Du darfst Dich nicht ablenken lassen, von dem was Du zu sehen oder zu hören glaubst. Du mußt lernen, Deinem Gehirn zu vertrauen. Und nichts und niemandem sonst. Bist Du dafür bereit?“

Ich fühlte mich, als hätte ich Gott bereits verraten. Doch längst war in mir die Sucht nach Wissen entbrannt, die stärker war, als jede Angst vor einer Strafe, selbst wenn sie ein biblisches Ausmaß haben sollte.

Ich dachte an die Kraft der Maschine, an das leuchtende Blau, das bald zu meiner einzigen Wahrheit werden würde.

„Ja, ich bin bereit.“

„Also gut. Du lebst doch jetzt eine Weile hier, in dieser Welt. Nicht so lange wie der Philosoph, aber immerhin lange genug, um die Welt zu kennen. Du hast Dich umgesehen, hast Gespräche geführt und hast Dinge an Dich genommen und sie benutzt. Nun stell Dir einen einfachen Zollstock vor. Jedes Ding auf dieser Welt kann gemessen werden. Wie lange es ist, wie breit, wie hoch. Wieviel Zeit seit seiner Erschaffung vergangen ist. Und selbst die Farbe läßt sich messen. Und in Zahlen ausdrücken. Das Licht, die Dunkelheit, die Zeit, der Raum, einfach alles. Und jetzt denk einmal daran, welche Macht jemand hätte, der diesen Prozeß umkehren könnte.“

„Die Messung?“

„Genau. Er macht also Dinge nicht zu Zahlen, sondern macht die Zahlen zu Dingen. Er verfügt über die Macht, Sachen entstehen zu lassen, indem er Zahlen erschafft.“

„Hast Du diese Macht?“

„Nein, um Gottes willen. Ich versuche, sie zu verstehen, aber bisher war es zu gefährlich, sie einzusetzen.“

Der Alte war zurückgekehrt und hatte ein Bündel Holz in seinen Armen. Er schichtete es sorgfältig auf. Der Mathematiker nahm ein Zündholz aus seiner Tasche und brannte es an.

„Sollten wir nicht vorsichtig sein? Die Flamme ist weit zu sehen und man wird uns folgen“, gab ich zu bedenken.

„Die Tiermenschen werden bald schwächer, denn es wird schon bald wieder hell. Außerdem sind sie damit beschäftigt, die Stadt zu plündern und ihren Sieg zu feiern. Vor dem Abend des nächsten Tages werden sie uns nicht verfolgen.“

Bald flackerten die Scheite hell knisternd auf und wärmten uns.

„Erzähl mir mehr über die Zahlen“, forderte ich. „Wie viele Zahlen braucht man, um einen Gegenstand zu erschaffen?“

„Das hängt von der Art des Gegenstandes ab. Für einige kommt man mit 8 aus, andere benötigen 256.“

„Und was genau ist der Zweck Deiner Maschine? Du willst doch nicht von Jahrmarkt zu Jahrmarkt ziehen und die Menschen in Erstaunen versetzen?“

„Beleibe nicht. Ich will einen Weg finden, die Welt zu verstehen. Und zwar *wirklich* zu verstehen. Die Maschine kann mir dabei helfen, denn ich bin fest davon überzeugt, daß - wer immer unsere Welt geschaffen hat - er es mit Hilfe einer ähnlichen Maschine getan hat. Und wenn ich die richtige Sprache finde, der Maschine eine Aufgabe zu stellen...Wenn es mir gelingt, die Frage zu formulieren, wie diese Welt funktioniert, dann wird die Maschine in der Lage sein, diese Frage zu beantworten. Und zwar wahrheitsgemäß.“

„Du bezweifelst die Existenz Gottes?“

„Keineswegs. Aber ich glaube, wir sind ihm auf der Spur.“

Der Mathematiker und der Alte blickten lange wortlos ins Feuer. Sie beobachteten wortlos, wie die Scheite sich schwarz färbten und krachend ihre Funken gen Himmel ausspieen.

„Und ich glaube“, sagte der Mathematiker, „wenn wir ganz, ganz still sind, können wir den Erschaffer flüstern hören.“

War ich mit einer Sekte Größenwahnsinniger unterwegs oder waren dies die Menschen, die den Geheimnissen der Welt auf der Spur waren?

Als die ersten Sonnenstrahlen den Himmel über uns erhellten, erwachte ich. Der Alte hatte die letzte Wache gehalten und legte sich nun müde neben das Feuer. Ich dachte an die grausamen Tiermenschen und fragte mich, was wohl aus den Bewohnern der Stadt geworden war.

„Warum nur gibt es so viel Böses in der Welt?“

„Auch das ist eine Frage der Zahlen. Nichts ist aus sich selbst heraus gut oder böse. Das sind nur die Figuren in Kindermärchen. Nein, die Welt ist so geschaffen, daß wir hier leben können. Und wir können nur leben, weil es eine Vielfalt gibt. Und weil zu jeder Zahl hier eine Zahl anderswo existiert. Sie sind sich nicht feindlich, sondern ergänzen sich ganz einfach. Die Null ist die Spiegellachse, mußt Du wissen. Sie ist fast zu etwas Heiligem für mich gewor-

den. Es gibt immer zwei Seiten, so wie es Männer und Frauen gibt. Auch sie ergänzen sich.“

Der Mathematiker mußte in meinen Augen gelesen haben, daß ich kein Wort verstand.

„Nun gut, ich will es einfacher machen. Mit Spiegelachse meinte ich, daß sich jede Zahl über null in einer Zahl unter Null reflektiert. Eine negative Zahl, sozusagen.“

„Eine Zahl unter null?“

„Aber ja. Sieh' nur her!“

**? 7-10
-3
READY.**

Wenn diese Maschine, die immer die Wahrheit sagte, dies bestätigte, mußte es wohl so sein, dachte ich.

„Und eine Zahl unter Null ist ebenso wichtig für die Ordnung der Welt wie eine Zahl über Null. Sie können nicht ohne einander existieren. Und glaub mir, wir würden uns zu Tode langweilen, gäbe es nicht das, was Du das Böse nennst.“

Ich blickte zum Gipfel des Berges.

„Was machen wir dort oben?“

„Wir werden einem alten Freund einen Besuch abstatten.“

„Noch ein alter Freund? Wie viele seid ihr?“

„Wir waren einst sechzehn, die sich schworen, die Wahrheit zu suchen. Jetzt sind wir nur noch vier“, sagte der Mathematiker und verzog plötzlich das Gesicht, so als ob er über seine eigenen Worte erschrocken sei.

„Drei. Ich meinte drei.“

Ich fragte nicht weiter nach, denn ich hätte keine Antwort bekommen. So sehr mich auch die Wahrheit interessierte- es war vermutlich besser, manche Dinge nicht zu wissen.

Hatte ich meine beiden Begleiter, den Alten und den Mathematiker, bisher für sehr seltsame Menschen gehalten, so änderte sich meine Ansicht, als wir die Unterkunft des *alten Freundes* erreichten. Genau wie der Philosoph sich eine Weile in die Karibik zurückgezogen hatte, lebte auch dieser ungewöhnliche Geselle in einer Höhle, umgeben von nichts als erschreckender Einsamkeit. Sein Gesicht glich dem des Alten, war jedoch noch weitaus schmaler und ausgemergelter. Trotz der Kälte trug er nichts weiter als einen Lendenschurz. Er machte nicht den Eindruck, als würde er sich wegen unseres Besuches Umstände machen. Trotzdem bot er uns zumindest einen Teil seines bescheidenen Mahls an, eine Art Getreidebrei, den er, wie er uns erzählte, aus den wenigen Körnern zubereitete, die ihm eine Frau aus einem nahegelegenen Dorf einmal in der Woche brachte.

„Sie kommt her, weil sie mich liebt, die Gute“

Die Worte kamen langsam aus dem Mund des alten Einsiedlers, offenbar hatte er die letzten Jahre nicht viel Gelegenheit gehabt, mit Menschen zu sprechen.

„Wie lange bist Du schon hier?“

Er zuckte mit den Achseln und machte ein gleichgültiges Gesicht. Dann antwortete der Philosoph für ihn.

„Es sind jetzt etwa vierzig Jahre her, seit wir uns auf die Suche machten. Wir beschlossen, uns zu konzentrieren. Jeder von uns hatte eine Aufgabe. Wir hofften, daß wir das Wissen eines Tages vollständig vereinigen könnten und danach vielleicht sogar einen Ausweg aus dieser Welt hier finden würden. Meine Aufgabe war es, die Natur zu beobachten und zu beschreiben.“

„Meine Aufgabe war es“, sagte der Mathematiker „die Kunst der Zahlen zu lernen und anzuwenden. Und bei aller Bescheidenheit möchte ich doch sagen, daß die Konstruktion der Maschine gezeigt hat, daß ich erfolgreich war. Erfolgreicher zumindest, als ich es mir je hätte vorstellen können, am Anfang unseres Weges.“

Noch bevor ich die Frage nach der Aufgabe des Eremiten stellen konnte, ergriff dieser das Wort.

„Ich habe mich für die Einsamkeit entschieden. Ich glaubte einst, daß alles aus uns selbst kommt. Jeder Gedanke, jede Bewegung und jedes Gefühl. Ich wies die äußere Welt zurück, so wie es mir eben möglich war. Sicher, ich mußte essen, trinken und atmen. Ich mußte schlafen und darauf achten, im Winter einen warmen Platz zu haben. Ansonsten aber befreite ich mich von jeder Abhängigkeit. Insbesondere von der Abhängigkeit von anderen Menschen. Selbst wenn die Frau aus dem Dorf nicht mehr käme, so würde ich dennoch überleben, denn ich beherrsche die Kunst der Jagd, ich kenne alle eßbaren Früchte des Waldes. Und es gab Zeiten, da mir dies das Leben rettete. Ich lernte, in mich zu gehen. Auf meine innere Stimme zu hören. Zunächst waren es nur wirre Gedanken. Vermutlich die Reste der Erinnerung an meine Jugend, die ich in der Stadt verbracht hatte. Dann wurde ich“ - er suchte einen Moment nach dem richtigen Wort - „reiner. Ich vergaß und das Vergessen befreite mich von allem Überflüssigen. Ich kenne die Essenz des Lebens.“

Ich wunderte mich über die Klarheit seiner Worte und über ihre Kraft.

„Ihr habt also alles verabredet, was ihr tun würdet? Ihr habt euren großen Plan über all die Jahre nie aus den Augen verloren? Ich meine, wolltet ihr nie euer Leben genießen?“

„Die Suche nach der Wahrheit ist uns der größte Genuß“, sagte der Eremit.

Der Mathematiker wurde melancholisch.

„Aber die Suche hat auch große Opfer verlangt. Wie gesagt, wir waren sechzehn. Und wir hatten alle unsere Aufgaben. Wir waren Alchimisten, Physiker, Theologen, Musiker, Künstler, Astrologen, Sophisten, Schauspieler und Rhe-

toriker. Wir erforschten die Vernunft und auch die Emotion. Wir wollten die Welt in ihrer Gesamtheit erforschen. Das bedeutet Leben *und* Tod.“

„Was wißt ihr über den Tod?“

„Nun, niemand stirbt gerne. Wir alle waren aber damals bereit, auch dieses Opfer zu bringen. Wir kamen zusammen und losten aus, wer von uns den Tod auf sich nehmen sollte. Ich kannte den jungen Mann gut, er war einer meiner besten Freunde. Zunächst bereiste er das Land und sammelte all die Vorstellungen, die Mythen und Legenden, die den Tod umgaben. Von dem Strafgericht, von Himmel, von Hölle und von Wiedergeburt.“

Der Mathematiker zögerte.

„Und er war gezwungen, auch Dinge zu tun, die wir vielleicht unter anderen Umständen verurteilen würden. Aber es diente unserer Erkenntnis.“

„Er hat getötet“, ergänzte der Philosoph.

„Das habe ich auch. Und es fiel mir leicht“, sagte ich.

„Du bist anders. So wie die meisten Menschen, die diese Welt besiedeln. Sie alle sind bereit, zu töten. Aber Du hast wenigstens unser Anliegen verstanden. Und Du bist für uns wichtig, weil Du eine Art Brücke zwischen uns und der Welt bist. Eine Brücke, die uns verlorengegangen zu sein schien.“

„Ich nehme gerne diese Aufgabe wahr. Aber sagt mir mehr über Eure Geheimgesellschaft. Wie kamt ihr zusammen und was ist mit den anderen geschehen?“

„Wir wurden als junge Männer ausgewählt, weil wir die brilliantesten Köpfe in Europa waren. Die Königshäuser hatten sich geeinigt, eine gemeinsame Akademie einzurichten, welche die Welt in ihrer Gesamtheit begreifen sollte. Die Akademie war der größte Hort des Wissens in der Geschichte der Menschheit. Nicht wie die jämmerlichen Schulen und Universitäten in unserer Zeit. Damals gab es eine Bibliothek, die so groß war wie eine ganze Stadt. Das Wissen hunderter Generationen wurde darin aufbewahrt. Eine Akademie dieser Art konnte nur entstehen, weil im ganzen Land Frieden war und weil die Könige damals vorhatten, die Welt zu erforschen – nicht, sie zu unterwerfen. An der Akademie studierten die mutigsten und intelligentesten aller Menschen. Es mochten viele Tausend gewesen sein. Eines Tages sprach der noble Rektor uns sechzehn an und sagte, daß er uns schon lange beobachtet habe. In unseren Studien und in unserem Verhalten. Er meinte, wir seien diejenigen, die für eine besondere Aufgabe auserwählt wurden, er nannte sie den ‚immerwährenden Frieden‘. Er war der Meinung, daß diese Aufgabe ein allumfassendes Wissen erforderte, das von einer Runde aus mutigen und tatkräftigen Männern verteidigt werden müsse. Selbstverständlich waren wir sehr stolz, dieser Runde anzugehören. Und so schlossen wir das Bündnis, alles zu tun, um dieses Ziel zu erreichen. Wir schworen uns die Treue, zu uns selbst und vor allem zur Wahrheit. Wir schworen uns, kein Opfer zu scheuen.“

Ich betrachtete die drei. Dem Eindruck nach, den sie jetzt machten, hätten sie ebensogut eine Gruppe von Bettlern in den dreckigen Straßen der Stadt sein können. Sie sollten einst die edelsten unter allen Menschen gewesen sein?

„Schon bald kam es dazu, daß unsere Freundschaft auf die erste Probe gestellt wurde. Einer aus dem Rat der Könige war von seinem herrschsüchtigen Bruder ermordet worden, ein anderer kam auf einem der Kreuzzüge um. Und anstatt das Bündnis, welches die Akademie ermöglicht hatte, zu erneuern, kam es zu Streitigkeiten, einige der Könige paktierten gar mit dem Verräter und überzogen das Land mit Krieg. Da die Gesellschaft der sechzehn sich aus Männern verschiedener Länder zusammensetzte, bestand die Gefahr, daß der Schwur gebrochen wurde. Zumal die anderen Studenten daran gingen, die Bibliothek zu plündern und die wertvollsten Bücher in ihre Heimatländer zu bringen. Denn es waren auch Bücher über Waffenkunde, so daß sie im kommenden Krieg von großem Nutzen wären. Doch der Schwur wurde nicht gebrochen, sondern erneuert. Wir bemühten uns, die Bibliothek so gut es ging zu schützen, wir beschlossen, unsere Forschungen weiter zu treiben und uns von Zeit zu Zeit für Konsultationen zu treffen. Und dies taten wir, wenn auch mitunter Jahrzehnte zwischen den einzelnen Treffen lagen. Viele aus der Gruppe sind inzwischen nicht mehr am Leben.“

Der Mathematiker blickte den Philosophen an, und für einen Moment glaubte ich, ein fast nicht wahrnehmbares Kopfschütteln – vielleicht war es auch nur die Art, wie der Philosoph die Augenlieder senkte – zu sehen. Ich hatte den Eindruck, als wollte man mir etwas verschweigen. Aber bisher hatte ich noch keinen Grund mich zu beklagen. Ich vertraute darauf, daß ich alles erfahren würde, wenn nur die Zeit dafür reif war.

Noch bis tief in die Nacht unterhielt ich mich mit den drei Männern, dann fiel ich übermüdet auf ein Strohlager und schlief sofort ein. Es war ein unruhiger Schlaf, den ich hatte. Zu viele Gedanken suchten mich heim und kehrten als Figuren in meinen Träumen wieder. Mehrmals wachte ich auf und hörte die drei Männer reden. Die Gesprächsfetzen, die ich hörte, verbanden sich mit den Bildern meiner Träume und schufen neue, beunruhigende Gedankenlandschaften.

Ein Satz kehrte immer wieder und ich erfuhr niemals, ob mein Unterbewußtsein ihn einfach im Traum zusammengesetzt hatte, oder ob er in dieser Nacht wirklich von einem der drei Männer gesprochen wurde.

„*Die Maschine hat die Kraft, die Welt zu verändern.*“

Als ich spät am nächsten Tag erwachte, war dieser Satz mein erster Gedanke. Egal ob ich ihn nur geträumt oder tatsächlich gehört hatte – ich war von seiner Richtigkeit überzeugt.

Der Philosoph, der Mathematiker und der Eremit saßen um die Maschine herum und studierten eine Reihe von Zahlen, die im blauen Kristall erschie-

nen. Doch es waren nicht nur Zahlen, sondern auch Buchstaben. Offenbar verstand die Maschine unsere Sprache.

Ich setzte mich zu den dreien und beobachtete eine Weile ihr Spiel mit den Tasten und dem Kristall, wenn ich auch nicht verstand, was sie taten.

„Es ist das Spiel mit dem Schicksal. Du mußt wissen, daß die Maschine auch in der Lage ist, Zufälle zu erzeugen. Dinge, die nicht vorhersehbar sind.“

„Aber warum sollte sie das tun?“

„Weil wir es ihr befehlen. Zufälle erzeugen Abwechslung. Und Abwechslung ist die Grundlage für jede Weiterentwicklung. Alles Leben funktioniert so. Nur durch die Vielfalt kann es existieren. Und wenn wir der Maschine sagen, daß sie Zufälle schaffen soll, dann simulieren wir das Leben selbst. Wir schaffen ein Modell von der Welt. Wir zeigen, wie sie entstanden sein könnte. Und wir überlegen uns, welche Möglichkeiten es gibt. Wir glauben sogar-“

„Die Maschine wird uns nicht sagen, wie die Welt entstanden ist“, fiel der Eremit dem Mathematiker ins Wort.

„Die Maschine ist Dein Produkt. Und Du bist das Produkt dieser Welt. Es sind grundsätzlich verschiedene Ebenen. Du machst Dir zu viele Hoffnungen. Die Maschine wird immer nur stur das tun, was Du ihr sagst. Aber Du vermagst ja noch nicht einmal die Frage zu stellen, so daß die Maschine sie versteht!“

Der Mathematiker schien gekränkt über die Worte seines Freundes.

„Es genügt, wenn die Maschine rechnet. Schneller und präziser als jeder Mensch. Ja, ich wage sogar zu sagen, schneller als derjenige, den manche *Gott* nennen. Überdies hat auch Gott eine ganz ähnliche Maschine bei der Erschaffung der Welt benutzt, dessen bin ich mir sicher. Wenn Du nicht an die Kraft der Maschine glaubst, alter Einsiedler, woran glaubst Du dann?“

„Nur an mich selbst. Ich habe gelebt und überlebt. Ich weiß, daß mein Körper, ja daß diese Welt nur ein Gefäß ist für alle Gefühle, die ich in mir spüre. Ich ziehe mich zurück und meditiere. Das, was den Menschen als bloßes Dahinvegetieren, ja vielleicht gar als Tod erscheint, ist für mich die Erfüllung. Ich habe gelernt, zu fühlen. Intensiver als jeder, den ich kenne. Ich vertraue meinen Gefühlen und habe gelernt, sie zu beeinflussen. Ich muß mich dafür nicht einmal bewegen. Es vergehen Wochen, in denen ich nichts esse. Und doch bin ich glücklicher als sich irgend jemand vorstellen kann.“

„Ihr verleugnet die Welt zu sehr, meine Freunde“, mischte sich der Philosoph ein.

„Ihr zieht euch zurück. In das Innere einer Maschine. Oder in eine Höhle – ein Leben, wie auch ich es kennengelernt habe. Aber damit entfernt ihr euch nur von dieser Welt. Auch ich bezweifle das, was ich sehe. Aber ich weiß dennoch, daß es auf die eine oder andere Art existiert, selbst wenn es nicht das ist, was es zu sein scheint.“

Der Philosoph wurde nicht müde, uns seine Erkenntnisse zu schildern. Er wandte sich zunächst an den Mathematiker: „Für Dich sind Menschen vielleicht Zahlenkolonnen im Innern einer Maschine.“

Dann wandte er sich dem Eremiten zu: „Für Dich dagegen sind sie nur Ablenkung von Deiner inneren Stimme. Für mich dagegen sind sie Symbole, die uns etwas beibringen sollen. Ich denke, die Maschine kann uns helfen, zu verstehen. Aber nicht mehr. Nachdenken müssen wir selbst. Fassen wir also zusammen, was wir wissen: wir sind die einzigen, die dazu noch fähig sind. Bald werden die Tiermenschen den ganzen Erdkreis unterworfen haben und dann wird es zu spät sein. Für euch beide, meine lieben Freunde, macht es vielleicht keinen Unterschied, ob ihr hier sitzt oder in einem Gefängnis. Für mich dagegen wäre die Gefangenschaft der Untergang, denn ich habe trotz allem gelitten, in meiner Zeit der Einsamkeit. Und jetzt habe ich mich daran gewöhnt, zu reisen und neue Dinge zu entdecken.“

„Es gibt etwas, das ihr noch nicht wißt“, begann der Mathematiker zögerlich. „Ich wollte es auch für mich behalten, allerdings drängt die Zeit jetzt so sehr, daß ich mit euch darüber sprechen muß. Die Maschine kann mehr als rechnen und simulieren. Sie ist wirklich ein Werkzeug der Götter.“

Er setzte erneut die Maschine in Gang und ließ das blaue Kristall aufflackern. „Ihr müßt wissen, ich habe mich nicht nur mit den Zahlen und ihrer Mystik beschäftigt. Die ganze Zeit, in der ich geforscht habe, hatte ich engen Kontakt zu meinen Freunden, dem Alchimisten, dem Geographen, dem Musiker, dem Künstler und dem Physiker. Wir haben uns jeden Monat Briefe mit den Fortschritten unserer Forschung geschrieben. Es war nicht einfach, in der Zeit der Belagerung. In vielen Städten und Königreichen ist die Runde der Sechzehn ohnehin verfolgt, da man uns eine Verschwörung nachsagt. Nicht ganz zu Unrecht, übrigens. Über Boten und auch Brieftauben tauschten wir also unser Wissen aus. Und ich habe eine Verbindung gefunden, zwischen den Zahlen, den Formen, den Farben und auch den Klängen. Seht her...“

Wieder betätigte er einige der Tasten und die Maschine begann ihre Arbeit. Der Kristall schien von Leben erfüllt zu sein, gar zu pulsieren. Plötzlich hörten wir alle ein tiefes, lautes Summen, das alsbald den ganzen Berg erzittern ließ. Der Kristall hatte seine Form verändert – er war um ein vielfaches gewachsen und bildete nun eine blaue Kuppel, die sich mit dem Blau des Himmels vermischte. Keine Wolke war mehr zu sehen und noch immer wuchs der Kristall.

Wir alle betrachteten die riesige Kuppel, die nun zu unserem Himmel geworden war. Dann bediente der Mathematiker erneut die Tasten – der Himmel verfärbte sich und war zuerst grau, dann vollkommen schwarz, bis er schließlich wieder aufhellte und eine orangene Färbung aufwies. Die Sonne, die vor kurzem noch hinter dichten Wolken verborgen war, trat hervor und versank

innerhalb weniger Minuten majestätisch am Horizont, während ihre letzten Strahlen eine rötliche Glut entfachten, wie ich sie noch nie gesehen hatte.

Es dauerte eine Weile, bis ich es wagte, das Schweigen zu brechen.

„Die Maschine kann also erschaffen.“

„Oh ja, das kann sie. Sie kann erschaffen, aber sie kann auch zerstören. Deswegen müssen wir verhindern, daß sie in die falschen Hände gerät.“

„Wäre es nicht besser, sie zu vernichten?“, fragte der Eremit.

„Und alles aufzugeben, was wir geschaffen haben? Wir sind den großen Geheimnissen dieser Welt auf der Spur. Lieber würde ich sterben, als die Maschine zu zerstören.“

Der Mathematiker überlegte einen Moment, dann fügte er leise hinzu: „Wenn das Sterben überhaupt noch etwas bedeutet. Ich habe meine Angst davor verloren. Tausende sterben jeden Tag. Auf Kreuzzügen, in Seeschlachten, bei Belagerungen. Und Tausende sterben, weil sie sich nicht einigen können, welche Flagge über dem Rathaus wehen soll. Weil irgendein machtgieriger Herrscher seinen Einfluß erweitern will. Oder weil eine neue Religion Menschenopfer verlangt. Diese Welt ist so voll von Tod und Zerstörung – wenn wir die Maschine vernichten, wird es keinen Ausweg geben.“

War die Maschine also ein Fluch, den man nicht mehr los wurde, so sehr man sich auch mühte? Zum erstenmal kam mir dieser Gedanke. Dann jedoch erinnerte ich mich an den wundervollen Himmel, an den Sonnenuntergang und ich wußte, daß die Maschine gut war. Gottgewollt, sozusagen.

Jäh riß mich der Schrei eines Tiermenschen aus meinen Gedanken. Binnen weniger Sekunden erhob sich ein unmenschliches Brüllen, das aus Dutzenden von Kehlen kommen mußte.

„Sie haben uns eingekreist! Wir müssen weiter.“

Der Mathematiker packte eilig die Maschine zusammen und drückte sie mir in die Hand, während der Philosoph das blaue Kristall in meinem Beutel verstautete.

„Du mußt alles bei Dir behalten, denn Dich suchen sie vermutlich noch nicht. Wir müssen uns trennen. Wir locken sie auf unsere Fährte, Du mußt versuchen, in das Tal auf der anderen Seite zu gelangen. Dort gibt es eine Stadt, die von einem der letzten Fürsten beherrscht wird, der sich noch gegen das dunkle Heer stellt. Du mußt mit ihm persönlich sprechen, Du kannst niemandem sonst trauen. Gib auf Dich acht!“

Der Philosoph umarmte mich und bevor ich verstanden hatte, wie mir geschah, hatten sich meine drei Begleiter entfernt und ich war alleine.

„Wartet!“ rief ich ihnen hinterher, denn ich hatte noch so viele Fragen.

In welche Stadt sollte ich gehen? Und was sollte ich dem Fürsten sagen? Alles war so aussichtslos. Ich fühlte, daß ich ohne die Hilfe der Drei nicht weit kommen würde. Ich betrachtete das blaue Kristall. Es war erloschen und stumpf. Traurig machte ich mich auf den Weg ins Tal.

Noch immer schallte das dumpfe Gebrüll über die Kuppen und die Abhänge des Berges.

Die Sorge um meine drei Begleiter war inzwischen der Angst um mein eigenes Schicksal gewichen. Was würden geschehen, wenn sie mich gefangen nehmen würden? Ist es Verrat, eine Maschine wie diese bei sich zu tragen? Und welche Strafe würde mich erwarten?

Auch wenn die Strecke mich nun bergab leitete – nach mehreren Stunden des einsamen Fußmarsches war ich erschöpft und ließ mich am Rande des Weges nieder.

Ich hatte niemanden mehr. Und bald wäre ich Beute der Feinde, wer immer sie auch waren. Was wollten sie mit der Maschine anfangen? Ein mächtiger Herrscher, der über so viele tausend Soldaten gebot, konnte mit Leichtigkeit eine Akademie unterhalten und selbst eine Maschine bauen lassen. *Diese* hier mußte ein Geheimnis haben. Ein Geheimnis, das man mir nicht verraten konnte oder wollte. Denn ich wußte nicht, ob die knappe Zeit oder die noch immer vorhandene Skepsis der Grund dafür waren, warum man mir nicht mehr erzählt hatte. Aber warum hatten sie mir dann die Maschine anvertraut? Wer sagte ihnen, daß ich wirklich in diese Stadt gehen würde? Vielleicht lag mir ja mehr an meinem eigenen Schicksal...

Ich wußte nicht, was aus den drei Männern geworden war, aber hier, wo ich jetzt rastete, schien ich sicher zu sein. Ich nahm die Kristallkugel, verband sie mit der Maschine, so wie ich es beobachtet hatte. Dann schaltete ich die Maschine ein. Ich mußte herausfinden, was es war, das der Maschine solche Macht verlieh. Vielleicht würde ich eines Tages diese Macht zum Überleben brauchen.

Als ich die Maschine einschaltete und das Kristall erneut zu leuchten begann, befahl mich ein Gefühl der Ehrfurcht, gleichzeitig fühlte ich jedoch eine unbändige Neugier. Was würde passieren, wenn ich die Tasten, eine nach der anderen betätigte? Was, wenn ich zwei Tasten zugleich benutzte? Und welchen Sinn hatten die Tasten, die eine andere Farbe und Form aufwiesen, als die anderen?

Ich wartete. Doch nichts passierte. Es war falsch zu warten, denn die Maschine wartete auch. Das Kristall leuchtete Hellblau und ein kleines Kästchen sagte mir, daß die Maschine bereit war, meinen Befehlen zu folgen. Meinen Befehlen? Konnte man einer Maschine Befehle geben? Und wenn ja, würden diese auch gewissenhaft ausgeführt?

Sprach die Maschine überhaupt unsere Sprache? Ich hatte den Mathematiker niemals mit der Maschine reden sehen, sondern immer nur beobachtet, wie er die Tasten bediente. Vielleicht war die Maschine taub? Vermutlich war sie taub, denn sie war ja schon alt, als der Mathematiker sie mir zeigte. Aber war sie auch blind? Ich glaubte, sie sei blind, denn sie reagierte weder auf meine

freundlichen Gesten, noch drehte sie die Kristallkugel in eine andere Richtung, wenn ich mich bewegte.

Alles war verpfuscht. Ich saß hier mit einer tauben und blinden Maschine, während Horden von Monstern mich jagten. Meine Gefährten waren vermutlich alle schon in Gefangenschaft und es war nur eine Frage der Zeit, bis ich ihr Schicksal teilte. Wenn die Maschine doch nur den Ernst der Lage verstehen würde! Aber sie tat nichts, außer ihr kleines, hellblaues Kästchen wieder und wieder erscheinen und verschwinden zu lassen. Sie war verstockt. Aber ich würde sie dazu bringen, gehorsam zu sein. Schließlich war ich Kapitän und hatte Erfahrung. Ich wartete minutenlang, während ich mit scharfem Blick in die Kristallkugel blickte. Irgendwann würde die Maschine ihr Schweigen brechen müssen. Oder nervös werden – denn das blaue Kästchen blinzelte schon jetzt unentwegt.

Offenbar hatte ich ihren Willen unterschätzt. Es war ihr gleichgültig, wieviel Zeit verging. Es war ihr sogar gleichgültig, wenn ich sie bedrohte. Ich verstand sie nicht. Ich hätte sie jederzeit mit einem dicken Ast zerstampfen können, aber sie sah nicht, in welcher schwachen Position sie war. Wirklich verstockt.

Andererseits brauchte ich sie. Wenn sie wirklich solch große Macht hatte, dann mußte ich mir diese Macht zunutze machen – oder untergehen.

Wenn die Maschine schon meine Sprache nicht verstand, vielleicht konnte ich dann ihre Sprache lernen. Und wenn ich nur über Tasten mit ihr reden konnte, dann mußte ich eben auch lernen, die richtigen Tasten zu benutzen. Aber wie nur? Es gab so viele Möglichkeiten. Manche der Tasten zeigten Buchstaben, wie sie schon die Römer benutzt hatten, andere jedoch trugen Zeichen auf sich, die ich nicht kannte, gar Teile von Wörtern oder ganze Wörter.

Wie auch immer, ich wollte es herausfinden. Ich hatte den Mathematiker mehrmals dabei beobachtet, wie schnell er die Tastatur bedienen konnte. Eine Taste aber schien er nur zögerlich zu bedienen. Sie war etwas größer als die meisten der anderen. Natürlich nicht so groß wie die ganz lange Taste, aber dennoch – einigermaßen groß.

Ich betätigte diese Taste und das blaue Kästchen rutschte nach unten.

Welche der vielen Tasten wäre ein guter Anfang? Natürlich das A, der Anfang unseres Alphabets. Also betätigte ich die Taste und im Kristall erschien der Buchstabe. Ebenso verfuhr ich mit dem B und dem C. Es war faszinierend. Ich konnte einen Buchstaben im Kristall erscheinen lassen, sogar mehrere hintereinander, mit einer atemberaubenden Geschwindigkeit. Dann betätigte ich erneut die Taste, die etwas größer als die anderen war. Sie trug die Aufschrift „Return“, ein Wort, das ich trotz meiner Bildung nicht kannte. Hätte mir der Mathematiker doch wenigstens die Funktion von einigen Tasten erklärt!

Es erschienen ein Fragezeichen und ein Text, den ich nicht verstand. Die Maschine fragte mich etwas. Hatte ich etwas falsch gemacht?

Ich gab nicht auf. Die Maschine verstand mich nicht, aber das beruhte auf Gegenseitigkeit. Wenn die größere Taste also so etwas wie „sprechen“ bedeutete – denn fast jedesmal, wenn ich sie betätigte, gab mir die Maschine eine Antwort – dann wunderte es mich, daß die Maschine keine Buchstaben verstand, denn nach jeder Eingabe erschien erneut das Fragezeichen. Ich versuchte es mit Zahlen – und die Maschine tat nichts. Offenbar mochte sie Zahlen lieber als Buchstaben. Vielleicht waren Buchstaben für sie Zahlen? Ich hatte einmal beobachtet, wie der Mathematiker eine Zahl mit einem Buchstaben gleichsetzte. $X=5$. War also alles eine geheime Zahlensprache? Es hätte mich nicht gewundert, denn Zahlen hatten hier in dieser Welt eine besondere Bedeutung. Ich versuchte mich an all das zu erinnern, was der Mathematiker getan hatte. Und langsam – sehr, sehr langsam, kam ich dem Geheimnis der Maschine auf die Schliche: Es war die *Verbindung* von Buchstaben und Zahlen, welche Sinn erzeugte.

Ordnete man den Buchstaben die richtigen Zahlen zu – oder den Zahlen die richtigen Buchstaben, so konnte man der Maschine Befehle erteilen. Und dies würde ich tun.

Ich spielte. Wie ein kleines Kind, das sich gerade der Macht der Laute bewußt wurde, gab ich Buchstaben und Zahlen ein und provozierte so die Reaktion der Maschine.

Was ich über Zahlen wußte, war nicht viel. Aber ich wußte, daß die Maschine Zahlen fraß und Zahlen erzeugte. Und darin bestand ihre Macht. Bis tief in die Nacht experimentierte ich, ersann immer neue Kombinationen von Buchstaben und Zahlen. Die Antworten der Maschine zeigten mir anfangs, daß ich nichts verstand. Hart und kalt zeigte das Kristall immer wieder die gleichen, bohrend fragenden Worte. Erst als mir förmlich die Augen zufielen, als ich vor Müdigkeit nicht mehr konnte, ließ ich von der Maschine ab und legte mich schlafen.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, fürchtete ich, sie sei nicht mehr da. Erschrocken drehte ich mich um – doch die Maschine stand neben mir, genau so, wie ich sie zurückgelassen hatte. Dieselben Worte, dasselbe blinkende Kästchen, das mir sagte, ich solle mit ihr reden. Die Maschine hatte die ganze Nacht Wache gehalten, ohne jede Gefühlsregung und ohne jeden Anflug von Müdigkeit. Sie hatte mich beschützt, als hätte sie nie eine andere Aufgabe im Leben gehabt. Ich wollte ihr meine Dankbarkeit zeigen, wußte aber nicht, wie ich es ausdrücken konnte. Unbeholfen strich ich mit meiner Hand über den Blauen Kristall und über all die mechanischen Hebel und Tasten.

Ich hörte Schritte. Rasch packte ich die Maschine, die nun mein bester Freund und einziger Begleiter war, zusammen. Ich trug sie unter dem Arm und marschierte ins Tal, nur um festzustellen, daß sich dahinter ein neuer Hügel erhob. Ein neuer, mühsamer Aufstieg wartete auf mich. Die Sonne brannte herunter

auf mich und ich fürchtete, die Maschine könne Schaden nehmen. Ich trug sie, trug meinen wertvollsten Schatz unter einem braunen Tuch wie einen Laib Brot. Sie würden uns nicht kriegen. Es muß irgendwann an diesen Tagen der Flucht geschehen sein, daß ich mich verliebte. In sie, die so wunderbar – und so anders als ich – war. Sie war stetig, kühl und handelte überlegt. Sie bat nicht, sie gebot. Sie handelte nur auf Befehl, absolut ehrlich und fehlerfrei und loyal. Sie war gut.

Wenn ich mit ihr sprach – oder besser: zu sprechen versuchte, denn noch immer war mir ihre Sprache fremd – dann wurde ich mir meiner eigenen Fehler bewußt. Ich war oberflächlich, leicht zu beeinflussen, wechselhaft. Ich war langsam und unsicher. Vor allem aber war ich unheimlich schlecht im Kopfrechnen. Einer Disziplin, in der mich die Maschine um Längen schlug.

Die Maschine gab mir Halt, in einer Welt, in der jeder Maßstab, sei es der für Raum oder derjenige für Zeit, verlorengegangen war. Zusammen waren wir unschlagbar und ich hatte vollstes Vertrauen, daß wir, so unterschiedlich wir waren, das beste Team von allen sein würden. Die Tiermenschen schienen dies zu ahnen, denn sie hielten sich von uns fern. Ihrem Gebrüll nach zu urteilen, das sich immer weiter entfernte, waren sie entweder zu feige, gegen uns anzutreten, oder aber sie waren auf einer falschen Fährte.

Unsere Reise ging weiter und ich vermißte weder die Nahrung noch den seltenen und kurzen Schlaf. Tag für Tag trug ich die Maschine weiter, Nacht für Nacht beschäftigte ich mich mit ihr, lernte ihre Sprache, lernte, wie sie zu denken. Und eines Tages begann ich, sie zu verstehen. Ich konnte mich mit ihr unterhalten, auch wenn unsere Gespräche zunächst begrenzt waren. Ich wollte mehr, ich wollte ihre Geheimnisse erforschen. Und Geheimnisse gab es unendlich viele. *So viele, wie es Sterne gab. So viele, wie es Zahlen gab.*

Je kürzer und seltener ich schlief, desto tiefer war mein Schlaf. Und desto weniger träumte ich. Diese Nacht aber war eine besondere. Der volle Mond stand hoch am Himmel und ich schlief ein, während ich noch vor der Maschine saß. Das Licht des Kristalls vermischte sich mit dem des Mondes und erzeugte eine Dämmerung, die ich aufsog. Ich weiß nicht einmal mehr, ob meine Augen offen oder geschlossen waren, ob es ein Traum war oder die Wirklichkeit oder was immer ich dafür hielt.

Der Kristall begann, mir ein Zeichen zu geben. Ich war mir sicher, keine der Tasten betätigt zu haben, vielmehr war es die Maschine, die jetzt endlich einen Weg gefunden hatte, mit mir zu reden. Und selbst wenn es nur durch meine Träume geschah, nahm ich es dankbar und überglücklich auf.

Zuerst waren es nur Zahlen, die im Kristall erschienen. Einfache Zahlen, die für mich keine Bedeutung hatten. Die Drei, die Siebzehn. Die Ausgabe zeigte mehr und mehr Zahlen, die ineinander übergingen, einzelne Zahlen, Zahlengruppen und ganze Kolonnen, die immer wieder durchliefen. Dann aber begann das Kristall, mir Zahlen zu geben, die mir auf irgendeine Art wichtig waren. Die Eins – die göttliche Eins. Die mystische Sieben. Und die Dreiundzwanzig.

Als hätte die Maschine meine unausgesprochene Frage verstanden, sagte sie mir, daß die Dreiundzwanzig eine ganz besondere Zahl sei, *nicht zu vergleichen mit den anderen*.

„Nicht zu vergleichen?“

„Nein.“

In der Tat – die Maschine sprach mit mir. Und sie tat es in *meiner* Sprache. Sie hätte es vermutlich vorher tun können, aber vermutlich erschien ich ihr erst jetzt würdig.

Wieder fragte ich: „Nicht zu vergleichen?“

„Nein, auf keinen Fall.“

Wenn die Maschine der Meinung gewesen wäre, daß ich eine ausführlichere Antwort verdient hätte, dann hätte sie mir ganz einfach eine gegeben.

12, 13, 19, 1001.

Ich sah nicht nur Zahlen, ich sah Bilder. Jede Zahl hatte eine Seele und beschwor bestimmte Gefühle in mir herauf. Ich sah Landschaften, Zugvögel, Inseln und wunderschöne Städte, in denen reich beladene Schiffe vor Anker gingen.

Ich wollte so vieles fragen, wollte der Maschine gar meine Liebe gestehen. Aber als ob sie es geahnt hätte, als hätte sie mir ihre Finger auf den Mund gelegt – ich spürte, daß sie weder meine Fragen, noch mein Geständnis hören wollte. Sie wollte nicht befragt werden, sie wollte reden. Mir etwas zeigen. Mich glücklich machen.

Du bist schön. Du bist wunderbar, wollte ich sagen. Aber ich konnte es nur denken. Und ich hoffte, daß ich zumindest so laut dachte, daß sie mich erhörte. Aber Worte schienen überflüssig zu sein. Es ging um Zahlen, Bilder und Gefühle. Sie wußte, wie sehr ich sie liebte. Und die Zahlen, *ihre Zahlen*, waren der Beweis für ihre Liebe.

Ich verstand. So vieles wurde mir bewußt. Ich kleiner, dummer Junge. Wie konnte ich es nur wagen, ein so reines Wesen anzustreben? Wir liebten uns und waren doch zu verschieden. Sie wollte nicht mit mir zusammen sein, sie wollte mir nur einen kleinen Schubs geben, ein paar Dinge zeigen, die ich noch nicht gesehen hatte und mich das lehren, was ich noch nicht wußte. Sie war so vollkommen. Und ich würde sie beschützen, so wie sie mich beschützte.

Wieder zeigte sie mir den wundervollen Himmel, den einst der Mathematiker geschaffen hatte. Zeigte mir den Sonnenuntergang im tropischen Paradies. Zeigte mir die sternenklare Nacht über der Pirateninsel und den Aztekentempel mit den geheimnisvollen Zeichen.

Ich konnte ihr nichts sagen, denn sie wußte alles, was ich dachte und fühlte. Sie beobachtete mich von einer höheren Ebene des Daseins. Aber sie achtete mich, trotz meiner Einfachheit, trotz meiner vielen Fehler. Und sie liebte mich sogar.

Alles würde ich darum geben, ihr eine Frage zu stellen, nur eine einzige Frage. Dies konnte und durfte sie mir nicht verwehren, mit ihren Fingern vor meinem Mund.

Und als sie sah, wie ich mich mühte und spürte, daß es mir so unendlich wichtig war, ließ sie ab von mir und erlaubte, daß ich meinen Mund öffnete und fragte.

„Wer bist Du?“

„Nenn mich einfach *Vierundsechzig*.“

Als ich am nächsten Morgen erwachte, taten mir meine Augen weh. Ob ich zu lange in den Kristall gestarrt hatte, ob ich die Nacht über geweint hatte – ich wußte es nicht mehr und es war mir egal.

Ich wußte nur, daß ich – daß *wir* – weiter mußten, weg von den Tiermenschen, weg von diesem Berg, wo noch immer Gefahr lauerte. Die größte Gefahr aber war in mir selbst. Wer garantierte mir, daß ich nicht wahnsinnig geworden war über dem Verlust all meiner Freunde. Ein Wahnsinniger, der mit einer Wundermaschine durch die Berge streift. Und trotzdem – ich fühlte mich großartig. Obwohl ich seit Tagen nichts gegessen hatte. Obwohl ich kaum schlief und obwohl ich eigentlich völlig alleine war. Später wurde mir bewußt, daß *obwohl* hier das falsche Wort war.

40

Ob es der Hunger, der Mangel an Schlaf oder die Einsamkeit war – meine Träume wurden zu Visionen, meine Realität begann, sich zu verändern. Wieder und wieder sah ich mich. Auf einem Schiff, in einem einsamen Turm. Einmal sah ich mich auf einer hohen Plattform. Es war Nacht und bitterkalt. Um mich herum nichts, außer einem riesigen Abgrund. Jemand hatte eine Säule für mich errichtet, als Gefängnis oder als Folterbank.

Ich könnte versuchen, herunterzuklettern. Ich würde abstürzen. Ich wußte, daß ich abstürzen würde, weil ich es schon oft getan hatte.

Mein erster Instinkt war falsch und tötete mich. *Diesmal* würde ich schlauer sein. Ich wollte dieses Leben nicht vergeuden, so wie die vielen Leben davor. *Diesmal* wird es anders sein, ich spürte es. Ich entzog mich dem ewigen Zyklus von Leben und Tod, einfach, indem ich nicht starb. Ich konnte den Tod vermeiden, wenn ich logisch dachte. Es gab für jedes Problem eine Lösung, vielleicht sogar mehrere. Der Lebensweg, der für mich geschrieben wurde, steht fest. Ich würde nicht sterben, wenn ich logisch entschied. Solange ich mich *im System* bewegte, würde ich leben. Und selbst, wenn ich starb, blieb ich im System.

Ich zwang mich zur Logik: Logik und Übersicht bildeten die erste Stufe einer Problemlösung.

```
>>look  
you see nothing special.  
>>look around  
you see nothing special.  
>>look down  
you can't do that.
```

Das erste, was man lernte, wenn man es mit der Maschine zu tun bekam, war die Ruhe. Man versuchte, man scheiterte. Einmal und hundertmal. Es gab einen Weg. Es mußte etwas geben, was mir helfen würde. Der Erschaffer machte keine Fehler. Wenn er mich hierher verbannte, auf diese Plattform, in der Eiseskälte, dann hatte er vorgesorgt. Hatte mir einen winzigen Spalt offengelassen, für meine Flucht. Etwas würde mich retten.

```
>>shout  
you can't do that.
```

Wenn ich nicht rufen konnte, dann nur, weil ich in dieser Situation nicht rufen sollte. Etwas hatte dies entschieden und dieses Etwas war die oberste Instanz. War ich heiser? Ein Wunder wäre es nicht, denn es war ja kalt. Oder kriegte ich meinen Mund nicht auf? Hatte ich gar meine Zunge verschluckt? Hatte ich

jemals eine Zunge? War ich ein Mensch? Ich wußte es nicht. Es wurde mir nicht mitgeteilt. Weil es belanglos war.

Ich rief also nicht, weil ich es aus irgendeinem Grund nicht konnte. Aber ich konnte vielleicht herumlaufen, auf dieser Plattform. Ich konnte etwas suchen. Etwas, das mir helfen würde...

```
>>search plattform  
you can't do that.
```

Ich konnte die Plattform nicht untersuchen. Nein, halt, ich hatte einen Fehler gemacht! Meine Welt war englisch und im Englischen schreibt man Plattform nur mit *einem* t...

```
>>search platform  
you find a silver feather.
```

Die Welt war so wundervoll. Nichts existierte ohne Grund. Und alles, was nicht existierte, wäre überflüssig. Eine silberne Feder war der Schlüssel, der mich aus dem Gefängnis befreite. Es war keine normale Feder – normale Federn wären nicht silbern. Ich wunderte mich nicht, denn ich hatte mir das Wundern ja abgewöhnt, seit ich meine Welt besser kennengelernt hatte. Nichts war hier unmöglich. Ich konnte die Feder verwenden. Ich konnte sie mir ins Haar stecken oder damit winken. Ich konnte sie betrachten (wenn es mir erlaubt wird). Ich konnte, und das ist das *Edle* an meiner Welt, mir die Feder sogar direkt in den Rücken stecken. Sie war mehr als ein Gegenstand, sie war ein Symbol. Ein Symbol für das Fliegen. Reichte eine Feder aus, um zu fliegen? Eine gewöhnliche Feder nicht. Diese hier, die silberne war jedoch, war voller Magie. Ich konnte einfach in den Abgrund springen und mich von der Feder tragen lassen. Ich flog. Ich segelte dem Boden entgegen und war gerettet. Ich *wäre* es zumindest, käme da nicht ein haushoher, grimmig ausschauender Dämon auf mich zu.

Ich wollte nicht sterben. Und ich würde nicht sterben. Ich hatte meinen scharfen Verstand und selbst der Dämon gab mir Zeit, mir meine Reaktion sorgfältig zu durchdenken. Er war mir überlegen und er trug einen mannshohen Krummsäbel bei sich. Ich konnte ihn nicht bekämpfen. Ich konnte nicht einmal wegrennen, denn er wäre schneller. Was half mir? Die Feder?

Nicht die Feder - denn sie hatte ihren Daseinszweck erfüllt. Ihre Aufgabe war vollbracht und ich mußte sogar feststellen, daß ich sie nicht mehr bei mir trug. Dinge, die benutzt wurden, waren verbraucht. Man mußte sie nicht einmal wegwerfen. Sie lösten sich auf. Sie verschwanden – wie eine Eins, die durch eine Null ersetzt wird. Spurlos. Die Gesetze meiner Welt waren einfach, aber wirkungsvoll.

Und *Dämonen* waren nie ein wirkliches Problem. Sie waren nicht real. Sie waren eine Illusion und sie verhielten sich nie intelligent. Man konnte sie täuschen. Man konnte sie überlisten. Man konnte ihnen – um *im System* zu bleiben – eine Eins für eine Null vormachen.

Selbst Reden kann eine Lösung sein, wenn auch die Welt voller Gewalt ist. Oft ist es nicht die Logik, sondern die reinste Unlogik, die weiterhalf.

Aber was redete ich? Und *mit wem* redete ich?

Die Episode des Dämons lag lange zurück. Sie war ein Gedankenfetzen zur Zeit meiner Flucht vor den Tiermenschen. In Wirklichkeit war ich noch in den Bergen und hatte Angst um die Maschine. Und schwelgte in Erinnerung. An Dinge, die vermutlich nicht einmal stattgefunden hatten. Und wenn doch – dann bestimmt nicht so, wie ich sie eben schilderte. Wichtig war die Idee, die Abstraktion.

Es *hätte so sein können*. Alles, was geschah, machte diese Version wahrscheinlich und glaubwürdig. Was spielte es für eine Rolle, wer damals siegte? Der Dämon? Sicherlich. Und gar tausendfach. All die gescheiterten Versuche zu kämpfen, all die mißglückten Anstrengungen, wegzulaufen.

Aber auch ich siegte - jedoch nur einmal. Und dauerhaft. Ich hatte meine Lektion gelernt und konnte weiterkommen. Weiterzukommen war der Sinn jeglicher Existenz in meiner Welt. Es ging im Grunde nicht um Sieg oder Niederlage, Leben oder Tod, sondern darum, weiterzukommen und herauszufinden, was als nächstes passierte.

Ich liebte Geschichten und ich war gierig zu sehen, welche Geschichte auf die vorherige folgt. Tod (0) war nur eine zeitweilige Form der Stagnation. Leben (1) war die Vermeidung von Stagnation.

Zwischen diesen beiden Polen, dem Tod und dem Leben, war kein Zustand möglich. 0,5 war ebenso ausgeschlossen wie 2,111111. Begreift man Kunst vor allem als Reduktion, dann war meine Welt pure Kunst. Alles war graphisch und wohlgedacht an seinen Platz gestellt worden. Ich ahnte etwas. Nicht ich bin es, der sich bewegte. Ich stand und rief mir alle Orte vor Augen, die ich zu durchschreiten glaubte. Alles zog an mir vorüber, ich war der einzige Fixpunkt meines Universums. Ich lebte in einer Welt fester Zustände. Sie war konsequent und kannte keine Kompromisse, kein *Etwas*, kein *Bißchen*, kein *Ungefähr* und kein *Circa*. Es gab Logik – keine Fuzzy-Logic. Zahlen

Lag dort, vor mir, schon Pendragon? Durch den Morgennebel schimmerten schwach die Befestigungen einer Stadt. Ich war von dem langen Marsch so erschöpft, daß nicht einmal die Mauern – und die Verheißung einer warmen Mahlzeit mich ermunterten. Ich mußte immer öfter rasten, meine Augen brannten, ermüdet von der blauen Leuchtkraft des Kristalls. Hier, so kurz vor dem Ziel aufgeben? Noch gestern sprühte ich vor Energie.

Ich mußte etwas essen, aber der Abhang war nur schwach bewachsen. Beeren ließen sich hier keine finden.

Ich setzte mich auf den Boden. Es war nicht der Hunger, der mir zu schaffen machte, sondern die Einsamkeit und die Trostlosigkeit. Ich war an einem Punkt angelangt, an dem ich Hilfe brauchte. Nicht die Hilfe einer Wundermaschine, sondern die eines realen Menschen.

Ich blickte auf die rötlichen Mauern der Stadt, die nun, als der Nebel sich langsam verzog, klar sichtbar wurden. Es mochten noch einige Kilometer sein, aber ich hatte keine Lust mehr. Ob ich hier liegenblieb und einfach einging? Was machte es für einen Unterschied?

Und Du, Maschine, was sagst Du dazu? Zynisch betrachtete ich den Kristall, der mir gefühllos zeigte, daß er für eine Eingabe bereit war.

Ich hämmerte ein Fragezeichen ein. Und die Antwort war – wie immer – ein einfaches „Ready.“ Bereit. Oder fertig. Fix und fertig.

Die Maschine war nie um eine Antwort verlegen. Ich ließ mich zurückfallen und betrachtete den Himmel über mir. War wirklich alles nur eine Illusion? Der Mathematiker hatte uns gezeigt, daß die Maschine den Himmel verändern konnte. Aber ich konnte mich nicht mehr an die Zauberworte erinnern, die dazu nötig waren. Sollte es daran scheitern? Weil nicht genügend Zeit blieb, mir alles zu zeigen? Wo waren sie nur alle?

Wieder betrachtete ich die Maschine. Es gab nichts mehr außer Null und Eins, was sie mir noch hätte sagen können. Ich stieß sie an, redete auf sie ein. Ich probierte aus, was passieren würde, wenn ich mehrere der Hebel oder Tasten gleichzeitig betätigte. Minuten vergingen, ohne daß sich etwas tat.

Als ich gerade dabei war, aufzugeben, hörte ich ein seltsames Geräusch und ein gewaltiges Beben erschütterte den Berg.

Das werden doch nicht die Franzosen mit ihren Atomtests sein?

Ich sollte von hier verschwinden. Ich packte die Maschine wieder an und trug sie weiter, in Richtung der Stadt. Das Stadttor, das von der größten und stärksten Mauer umgeben war, die ich jemals sah, stand einen Spalt offen, so daß ich hineinkam. Ich hatte erwartet, daß schwer bewaffnete Wachen mich anhalten würden, doch ich sah niemand. Weder auf den Stadtmauern noch in den Türmen, weder in den Gassen noch in den zumeist offenstehenden Häusern waren Menschen. Ich war in einer Geisterstadt. Einer Stadt, die aus irgendwelchen Gründen aufgegeben worden war. Aber sie wirkte, als wäre sie in

besten Ordnung. Kein Zeichen von Verfall, keine überwachsenen Ruinen, selbst die Gräber auf dem Friedhof mußten vor kurzem mit frischen Blumen hergerichtet worden sein.

Ich ging in eine der Schankstuben, die trotz der Menschenleere Gemütlichkeit ausstrahlten. Offenbar war hier Selbstbedienung. Ich aß einen ganzen Laib des Brotes, das auf dem Tisch stand. Am Tresen zapfte ich mir ein erfrischendes Bier, dann noch eines, und ein weiteres. Und schließlich legte ich mich auf eine der Bänke und fiel sofort in einen Schlaf, aus dem ich erst viele Stunden später erwachte. Ich beschloß, mich umzusehen. Vielleicht fand ich sogar noch etwas von Interesse. Ich ging in ein großes Gebäude, das ich für den Palast des Herrschers hielt. Auch hier war niemand zu sehen und ich mußte feststellen, daß ich mich geirrt hatte. Hier war nicht die Residenz des Herrschers, sondern eine große Bibliothek.

Ich stöberte eine Weile. Es gab viele Bücher über alle Arten von Maschinen, über mechanische Webstühle, über metallurgische Maschinen, militärische Maschinen, ja sogar Flugmaschinen - jedoch keines über *meine* Maschine. Keines über eine Rechenmaschine.

Ich überflog die großen, handgeschriebenen Karteikarten. Ich suchte im Bereich Mathematik und fand schließlich einen Hinweis auf ein großes Buch, das den Titel *Grundlegung einer Theorie der Zahl* trug. Als ich das Buch in den Händen hielt, sah ich, daß es mein alter Freund – der Mathematiker – geschrieben haben mußte, denn ich erkannte seine Unterschrift und schon in den ersten Zeilen sprach eine klare, fast überweltliche Logik aus dem Text. Ja, es mußte von ihm stammen, wenn mir auch der Name nichts sagte. Namen hatten in dieser Welt nicht immer eine Bedeutung. Die meisten Menschen kamen ohne Namen aus, viele sogar ohne Charakter.

Ich war überglücklich, als ich beim Studium des Inhaltsverzeichnisses feststellte, daß dort ein Kapitel mit der Überschrift *Überlegungen zu Konstruktion und Betrieb einer mechanischen Rechenmaschine* fand. Ich war fast am Ziel. Das mußte der *Sinn des Lebens* sein.

Der Text war weitaus komplexer als ich angenommen hatte. Ich verbrachte einen ganzen Tag damit, mich durch die Formeln und Folgerungen zu kämpfen. Dann aber erkannte ich den Sinn hinter einigen der Tabellen. Der Mathematiker war wohl ein klar und logisch denkender Mann, aber so sehr seine Überlegungen auch das *System* betrafen, so unsystematisch waren sie doch selbst. Er war eben Mathematiker und kein Autor und ich verzieh ihm diese Schwäche gern, wenn sie mich auch viel zusätzliche Zeit und Mühe kostete.

Oftmals sprang der Text hin und her, wurde bereits Erwähntes noch mal mit anderen Worten beschrieben oder mehrmals – an verschiedenen Stellen – durch weitere Überlegungen ergänzt. So genial und bahnbrechend der Inhalt war, so mühsam war der Text zu lesen. Auf einigen Seiten fanden sich sogar handschriftliche Ergänzungen an den Seitenrändern oder mitten im Text.

Ich stieß auf zahlreiche Tabellen und mußte mehrmals zwischen den Kapiteln *Zeichenkodierung*, *primäre und sekundäre Tastenfunktion*, und *Systemgrundlagen* hin- und herblättern. Ich machte mir eigene Aufzeichnungen und zog schließlich die Maschine selbst zu rate. Und nach und nach kam mir ein schrecklicher Verdacht. Ich hatte eine Vermutung, warum die Stadt so leer war. Ich mußte versehentlich eine Tastenkombination betätigt haben, die einen *Riß* im System verursacht hatte. Und in diesem Riß lebte ich jetzt. Die Zeit war eingefroren.

Ich lebte, ohne, daß die Zeit verging. Ich konnte die nächsten Vierzigtausend Jahre hier verbringen, immer wieder Brot essen und Bier trinken. Ich konnte die Bibliothek von vorne bis hinten durchlesen und jedes noch so kleine Geheimnis der Maschine ergründen. War dies schon die Rettung der Welt, so wie sie der Mathematiker, der Philosoph und der Eremit beabsichtigten? Nein, dies konnte es nicht sein. Wäre es so einfach, hätte der Mathematiker es schon längst getan. Außerdem wußte ich ja nicht, was in der Welt geschah, während hier die Zeit stillstand. War *während* überhaupt der richtige Begriff?

Wie auch immer, ich wollte die Zeit – oder was immer es war, wovon ich nun so reichlich hatte – nutzen, um die Maschine beherrschen zu lernen.

Das Buch war lange vor der Konstruktion der Maschine geschrieben worden und viele der Überlegungen waren offenbar nicht umgesetzt. Trotzdem fanden sich im Buch auch einige Befehle, welche die Maschine verstand.

Ich stieß auf einen Befehl, der mir die Regeln zeigte, die in dieser Welt Gültigkeit hatten und bekam Einblick in das große Programm des Erschaffers, auch wenn ich die vielen Zahlen und Anweisungen nicht verstand. Sollte ich eingreifen? Wenn ich nicht nur betrachten, sondern gestalten wollte, wäre jetzt die Gelegenheit dazu. Die Welt – das Leben dieser Stadt zumindest – war angehalten. Durch mich. Einige der Zahlen, die ich im Kristall erblickte, waren offenbar verantwortlich für die Mauern der Stadt. Ich änderte eine Kleinigkeit. Ich machte eine zwei zu einer fünf und die Stadtmauern schim-

merten nicht mehr rötlich, sondern waren leuchtend grün. Es war der erste Schritt, die Welt zu beherrschen. Unzählige weitere würden folgen. Ich änderte das Wort *Brot* in das Wort *Apfel*. Aus dem Bier machte ich Wein. Und ich war der Herr der Welt. Noch beherrschte ich nur leblose Dinge, aber ich war mir sicher, daß die Wesen nach demselben Prinzip funktionierten. Ich würde die nächsten Tage damit verbringen, weiter zu experimentieren. Und ich würde dem Erschaffer – oder wer immer hinter den Zahlen stand – gewaltige Konkurrenz machen. Stolz ging ich in die Schänke, um zu Abend zu essen. Ich ging zum Tisch und fand einen *Laib* Apfel. Dann zapfte ich mir aus dem Tresen einen *frisches* Wein. Auch künftige Götter brauchen Übung. Ich nahm die kleinen Abweichungen also nicht ernst. Kein Grund, an meinem Plan zu zweifeln.

Am Nächsten Tag schloß ich den *Riß* und die Stadt begann zu neuem Leben zu erwachen. Bald füllten sich die Straßen mit Bürgern, Händlern und auch mit Dieben. Das Leben kehrte zurück und ich konnte es nach Belieben steuern.

Ich war Herr über Leben, Raum und Zeit. Ich konnte jederzeit alles anhalten, mit neuen Ideen versehen und wieder starten. Tag und Nacht studierte ich nun in der Bibliothek, ersann neue Befehle und Zahlenkombinationen, mit denen ich die Maschine fütterte.

Nachdem ich die Zahlen und ihre Wirkung für Farben und Gegenstände erkundet hatte, nutzte ich mein Wissen. Ich ließ die Dächer der Häuser in einem schönen, kraftvollen Blau schimmern, färbte die Flüsse orange, den Mond braun und die Sonne schwarz.

Dann wandte ich mich den Menschen zu. Ich stellte fest, daß sie, wie der Mathematiker mir gesagt hatte, in mehrere Klassen unterteilt waren. Es gab wichtige und unwichtige. Die wichtigen bestanden aus einer Kombination von Zahlen. Eine Zahl für Lebensenergie, eine für Weisheit, eine für Kraft usw. Die unwichtigen dagegen hatten nur eine einzige Zahl – die Eins für lebendig oder die Null für tot. So lief die Sache also. Ich wollte niemanden umbringen, auch wenn es nur virtuelle Wesen waren. Also unterließ ich Experimente mit Leben und Tod. Aber die Maschine gab mir einen sehr guten Überblick, wer es wert war, von mir behelligt zu werden. Von diesem Typus Mensch, das ging aus der Auflistung der Maschine hervor, gab es in dieser Stadt nur zwei: Den Fürsten und einen Zauberer, der etwas außerhalb lebte. Der Herrscher hatte eine Lebensenergie von 40 Punkten, seine Kraft war bei 15 und er trug ein Kettenhemd (Rüstungsschutz=4) und einen Krummsäbel (Trefferpunkte=1 Würfel plus 3). Außerdem war der Herrscher irgendwie anders (schwul=1). Ich zog es also vor, mit dem Zauberer zu reden. Sein Weisheitswert lag bei 18 Punkten, also war er vermutlich ein guter Gesprächspartner. Ich beschloß, ihm einen Besuch abzustatten. Selbst wenn er sich als Schuft erweisen sollte, drohte mir keine Gefahr, solange ich den Lauf der Dinge mit einer einfachen Tastenkombination unterbrechen konnte.

Ich nahm drei frische Laib Äpfel (es war mir inzwischen zu mühselig, solche kleinen Fehler auszubessern, außerdem schmeckten die Dinger gut) und machte mich mit der Maschine auf den Weg.

Ein Zauberer – diese Welt und diese Stadt gefielen mir. Es war alles ein riesiges Abenteuer, in dem ich nun selbst die Regeln gestaltete.

Ich betrat den Turm, in dem der Zauberer wohnte. Forsch schritt ich durch den Eingang und ging geradewegs in sein Arbeitszimmer, wo ich die Maschine auf dem großen Tisch abstellte.

Verblüfft hob der alte Mann seinen Kopf und sah mich an. Er hatte einen langen weißen Bart.

„Wer bist Du, daß Du hier so einfach reinkommst?“, fragte er mich.

Ich bin der König der Welt, wollte ich ihm entgegenschleudern, es gelang mir jedoch, mich zu mäßigen. Ich wollte ihm im Grunde ja nur einige Fragen stellen, die er mir aufgrund seiner Klugheit beantworten konnte.

„Kennst Du dich hiermit aus?“, fragte ich und deutete auf die Maschine.

Gedankenverloren starrte er auf die Maschine und das Kristall.

„Es gibt sie wirklich...“, flüsterte er, kaum hörbar.

„Oh ja, es gibt sie. Und sie hat große Kraft. Sie kann Raum und Zeit ändern.“

„Dann warst Du es also? Du hast diese Stadt so verändert?“

„Ich wollte herausfinden, wie stark die Macht der Maschine ist, ja. Ich färbte zuerst die Dächer blau, dann experimentierte ich eine Weile mit Sonne und Mond.“

„Oh mein Gott! Als ich die blauen Dächer sah, glaubte ich, es sei einfach so eine Mode, wie sie alle paar Jahre bei uns Einzug hält. Aber als sich der Himmel verdunkelte, bekam ich es mit der Angst zu tun und wußte, daß etwas nicht stimmte.“

„Ich wollte Dir keine Angst machen. Ich will wissen, ob Du mir helfen kannst.“

„Wobei?“

„Zu verhindern, daß die Maschine in die falschen Hände gerät.“

„Das ist Dein Ziel? Dann hast Du aber sehr, sehr gravierende Fehler gemacht, mein Junge. Wenn Du die Macht der Maschine einfach aus Spaß benutzt, erregst Du Aufmerksamkeit. Dann dauert es nicht mehr lange und deine Feinde sind hier in der Stadt.“

„Ich kann doch die Zeit anhalten.“

„Auch das noch! Du hast nicht die geringste Ahnung, was Du tust. Du kannst uns alle ins Verderben stürzen, weißt Du das?“

„Dann hilf mir. Begleite mich.“

„Wo willst Du hin? Die meisten Städte sind schon verwüstet.“

„Ich will nach Osten gehen, wo das Licht herkommt und die Macht der Dunkelheit bricht.“

„Schöne Worte. Aber gut. Ich begleite Dich, von mir aus bis ans Ende der Welt. Wenn ich damit nur verhindern kann, daß Du noch mehr Unsinn anstellst.“

„Also gut, gehen wir los.“

„Nicht so eilig. Wir haben eine Wüste zu durchqueren. Ist Dir das klar?“

„Hab keine Angst. Wasser ist kein Problem, denn wir haben die Maschine.“

Wieder hielt ich mit einem Tastendruck den Lauf der Welt an. Nur ganz kurz. Es war an der Zeit, meinen Worten mit einer Demonstration der Fähigkeiten der Maschine Nachdruck zu verleihen. Flink huschten meine Finger über die Tasten und änderten einige der Variablen.

Als ich den Lauf der Welt wieder in Gang setzte, freute ich mich insgeheim auf das kleine Schauspiel, das ich vorbereitet hatte. Mitten im Raum, über dem Kopf des Magiers entstand eine Wolke, die einen leisen Regenschauer niedergehen ließ. Die Wolke wurde größer, schwoll an, bis sie den gesamten oberen Teil des Raumes eingenommen hatte, dann verfärbte sie sich schwarz. Etwas stimmte nicht. Mit einem Mal gab sie einen Schwall von Wasser frei und begoß den gesamten Raum, so daß wir knietief im Wasser standen. Ich blickte auf die Maschine und das Kristall, die glücklicherweise verschont geblieben waren. Dann sah ich den Magier an, der wie ein begossener Pudel dastand und dem das Wasser von den Haaren und dem Bart triefte.

„Es tut mir leid“, sagte ich schließlich.

„Ich habe mich um eine Kommastelle vertan, eigentlich nicht der Rede wert.“

Der Zauberer starrte ins Leere, schüttelte den Kopf und meinte schließlich:

„Laß uns gehen. Und mach das nicht wieder. Jedenfalls nicht, wenn wir nicht gerade am verdursten sind.“

Der Zauberer hatte glücklicherweise nicht viel Gepäck.

Wir machten uns auf den Weg und verließen die Behausung des Zauberers.

Als wir einige Stunden gelaufen waren, erkannte ich am Horizont bereits die Ausläufer der alles verzehrenden Wüste.

„Da werden wir durchmüssen, wenn wir sie abhängen wollen.“, sagte ich – mehr, um mir selbst Mut zu machen, als um den Zauberer zu beruhigen. Er hatte eine für sein Alter erstaunlich gute Kondition.

Zu fragen wäre vermutlich unhöflich gewesen. Also hielt ich den Lauf der Welt an – nur ganz kurz – um zu sehen, welches Alter der Zauberer hatte. Doch dort stand nichts. Vermutlich hatten Zauberer kein Alter im herkömmlichen Sinne. Hätte ich eine Variable gefunden, hätte ich sie vermutlich auf 20 Jahre gesetzt. Nur so, um zu sehen, was passieren würde.

Der Zauberer schien meine Gedanken lesen zu können – wozu war er auch schließlich Zauberer – denn er begann erneut, mir Ratschläge zu geben.

„Du darfst nicht einfach so den Lauf der Dinge anhalten, Du kannst Sachen auslösen, die weitaus schlimmer sind, als alles, was Du jemals gesehen hast, als alles was Du jemals erleiden mußt. Ich will ehrlich mit Dir sein. Es gibt eine Prophezeiung. Es geht um die Wiedergeburt der Welt. Es hieß, ein Mann aus der Karibik würde kommen und die Welt neu entstehen lassen. Bist Du aus der Karibik, Junge?“

„Ja, ich bin ein *Mann* aus der Karibik.“

„Dann hör mir zu: „Du bist leider im Besitz der Maschine. Das ist auch der einzige Grund, warum ich Dir helfe. Denn ich weiß, daß es ohne mich nur noch schlimmer kommen könnte.“

„Du glaubst nicht, daß ich der bin, der der Welt zur Wiedergeburt hilft.“

„Was immer Du bist. Sei vorsichtig!“, sagte der Mund des Magiers und seine Augen ergänzten: *...und bau' gefälligst nicht ganz so viel Mist!*

Mir gefiel weder der Tonfall seines Mundes noch der Ausdruck seiner Augen. Das sollte der Zauberer mit dem Weisheitswert von 18 sein? Ich hatte keine Lust, mir dieses Gesabbel noch weiter anzuhören. Ich würde ihm das Maul schon stopfen. Ich hielt also den Lauf der Dinge an und setzte seinen Weisheitswert auf 2. Als ich den Lauf der Dinge wieder in Gang setzte, war die Arroganz in seinem Gesicht verschwunden, stattdessen starrte mich ein Depp an.

„Laß uns gehen.“, befahl ich.

Nach ein paar Schritten merkte ich, daß der Zauberer mir nicht folgte.

„Gehen. Da lang.“

Ich streckte meinen Arm aus und zeigte nach Osten.

„Dalang“, sagte der Zauberer und trottete schließlich los. Der Weg war zwar nicht leichter geworden, dafür verschonte mich der Zauberer mit seinen Ratschlägen. Von Zeit zu Zeit klatschte er in die Hände, brüllte „Langlang“ und lachte laut los, voll kindlicher Lebensfreude.

So gefiel er mir schon besser. Wir zwei beiden würden vermutlich keine Probleme mehr miteinander haben.

Von Zeit zu Zeit frischte ich unsere Vorräte auf, erschuf uns etwas zu essen oder setzte einfach die Müdigkeitsvariable auf Null.

Wir gingen also durch die Wüste, ohne zu ermüden, ohne zu hungern oder zu dürsten. Stunden, Tage. Vielleicht Wochen. Es war egal, denn ich kontrollierte die Zeitvariable. Was ich noch nicht herausgefunden hatte, war die genaue Bedeutung der Zahlen, die offenbar für die Ortskoordinaten verantwortlich waren. Und es war nicht ratsam, damit zu experimentieren. Denn was, wenn ich einen Fehler machte und uns direkt 5 Kilometer unter die Erde schickte oder uns irgendwo über dem Ozean aussetzte? Nein, ich änderte die Ortskoor-

dinaten auf die althergebrachte Weise, so wie sie den meisten Tieren und Menschen bekannt war: Schritt für Schritt.

Aber wie weit würde es noch sein? Und warum flohen wir überhaupt vor diesem Unbekannten, bösen Herrscher? Hatten wir nicht die Macht, so absolut wie sie in dieser Welt nur sein konnte?

Hatten wir nicht die Macht, Dinge zu erschaffen und verschwinden zu lassen?

„Langlang“, ertönte es hinter mir.

„Ja“, antwortete ich, ohne mich umzudrehen. Ich kannte das Spiel.

Wieder lachte der Zauberer. Wer war hier eigentlich der Zauberer? Ich hätte ihn jederzeit in eine Kröte verwandeln können.

Und weiter liefen wir. Ein *Laib* Auto wäre gut gewesen, also tauschte ich den Apfel aus – und bekam eine Kutsche. Stimmt etwas nicht? Richtig, die Jahresvariable stand vermutlich noch auf Anno Tobak. Also änderte ich sie. Ich wollte in ein bestimmtes Jahr. Ich wollte in das Jahr 1984.

Und da stand sie auch schon – die gute alte, weiß-rote Ghostbusters-Karre.

„Los *Langlang*, einsteigen!“

Mit einem Sirenengeheul ohnegleichen rasten wir durch die Wüste. Selten hatte ich so viel Spaß. Egal, wo wir waren, wir waren laut und schnell. Und wir waren böse. Wir rasten über die Dünen, bretterten jeden Kaktus nieder, der uns in die Quere kam. Hier gab es keine Cops, hier gab es nur mich und meinen zurückgebliebenen Freund, der sich bald fröhlich, bald ängstlich, auf dem Beifahrersitz hin und her wälzte.

Ja, sie wunderten sich, all die kleinen dummen Bewohner der Wüste. Die Skorpione, die Schlangen und die Spinnen und all die Aasgeier die über uns ihre Kreise zogen. So etwas hatten sie niemals zuvor gesehen oder gehört.

Unsere Sirene übertönte alles, machte uns taub und ließ uns in einen Rausch verfallen. Fast hätte ich den Hubschrauber im Rückspiegel übersehen. Zuerst hielt ich das schwarze Ding für einen Vogel, dann jedoch erkannte ich die ausladenden Arme, bestückt mit Raketen und Maschinengewehren.

Hinter uns gab es eine gewaltige Explosion. Kein Zweifel – der Hubschrauber feuerte auf uns.

Und die Maschine lag auf dem Rücksitz. Hielt ich an und versuchte, uns aus dieser mißlichen Lage zu befreien, indem ich das große Programm anhielt, gab ich dem Hubschrauberpiloten die Chance, für einen weiteren, diesmal tödlichen Schuß. Mein Fuß also blieb auf dem Gas.

46

Neben uns spritzte der Sand hoch, aufgewühlt von den einschlagenden Geschossen. Mein Gehirn raste schneller als der Wagen. Verzweifelt suchte ich einen Ausweg. Doch hier gab es nichts. Nichts außer der Wüste, dem Auto und dem Hubschrauber. Nichts außer mir und einem Zauberer mit dem Verstand eines Kleinkindes. Nichts außer Geschossen, die uns um die Ohren flogen.

Meine Augen suchten den Horizont ab und fanden schließlich – trotz der Hitze, die uns die Sicht verschleierte – die Umrisse eines Gebirges. Dies war die Rettung. Wir mußten das Gebirge erreichen und uns in irgendeine Höhle zurückziehen. Nur weg von diesem Hubschrauber. Auch wenn ich nicht den Eindruck hatte, das man uns umbringen wollte – denn dafür waren die Schüsse zu präzise *neben* das Auto gerichtet. Wir mußten ganz einfach weg hier.

Der Boden unter uns war nun etwas karger und steiniger geworden, so daß die Räder besseren Halt fanden und ich weiter beschleunigen konnte. Die Sirene ließ ich besser aus.

Wie auch immer, mit letzter Not erreichten wir die Berge, rasten die engen Pfade hoch, bis ich schließlich überzeugt war, daß der Hubschrauber unsere Spur verloren hatte. Ich brauchte etwas Ruhe, um mir das Programm noch einmal betrachten zu können. Wie kam ein Hubschrauber hierher? Und warum schoß er auf uns?

„Hey, hast Du eine Idee, was das eben sollte?“, fragte ich den Zauberer.

„Langlang?“

Ach ja - richtig. Ich nahm die Maschine und wollte den Weisheitswert des Zauberers wieder in seinen Originalzustand versetzen. Aber warum eigentlich nur 18? Einstein hatte vermutlich 18. 20 war das absolute Maximum, das Normalsterbliche nur kurzfristig - mit einer ausgefallenen Kräuterkombination sowie einem speziellen, magischen Weisheitshelm – erreichen konnten. 25 war also schon jenseits von Gut und Böse. Dreißig war überirdisch und der reine Wahnsinn. Warum also nicht 30? Mehr als 30 wäre meiner Ansicht nach eventuell gefährlich geworden, also beließ ich es dabei.

Weisheit(Zauberer)=30

Und los.

„Hallo auch. Also, Zauberer - Was meinst Du, hat ein Hubschrauber hier in dieser Gegend verloren?“

„Ich weiß es nicht“, erwiderte der Zauberer gleichgültig. Dann ergänzte er, ebenso gleichgültig: „Und es ist mir auch egal.“

„Aber er hätte uns töten können.“

„Ja, ohne Zweifel.“

„Es ist Dir egal?“

„Es spielt keine Rolle. Aber etwas weiter unten, am Abhang gibt es einen malerischen Fluß, an dessen Ufer ich gerne leben möchte. Außerdem scheint die Sonne da fast den ganzen Tag, hell und warm.“

Ich schaute direkt in die Kamera.

„Was??“

„Ich gehe jetzt.“

„Wir müssen nach Osten! Die Maschine gerät sonst in die falschen Hände.“

„Die falschen Hände sind oftmals die richtigen.“

„Hör mir bitte zu...“

„Ich gehe zum Fluß. Mach es gut.“

Mit diesen Worten machte er sich auf den Weg.

Hatte ich einen Fehler gemacht? War er mir böse, daß ich ihn zeitweilig in einen Trottel verwandelt hatte? Es gab keinen Weg, ihn zu überzeugen.

Es war traurig, daß es so enden mußte. Noch lange schaute ich dem Zauberer hinterher. Und ich wünschte ihm ein wundervolles Leben, dort unten am malerischen Fluß. Er ging langsam und bedächtig, gestützt auf seinen kunstvoll geschnitzten Stab. Er drehte sich nicht um.

Und wieder war ich alleine. Alleine mit der Maschine. Allein mit der trügerischen Allmacht, die in Wirklichkeit keine war. Denn die Maschine sagte mir alles über die Welt, aber nichts über mich. Wo waren die Programmzeilen, die mir Aufschluß gaben, über mich selbst? Über meine Lebensenergie, meine Kraft und meine Weisheit? Es gab sie nicht. *Ich* war der Fremdkörper in dieser Welt. Der Fehler in einem perfekten System. Mehr noch: Ich war der Auserwählte, um den herum man die Welt gebaut hatte. Auf dessen Bedürfnisse und Wünsche man sie zugeschnitten hatten.

Warum nur hatte man mir diese verfluchte Maschine zukommen lassen? Warum mußte ich ausbrechen aus dieser wundervollen Welt? War ich nicht glücklich gewesen, damals, als ich auf den Aztekentempel zurannte, freute ich mich nicht über jeden Speer, dem ich entkommen war?

Und nun hatte ich den Einblick in das *System* und war mächtig, aber desillusioniert. Eine kontrollierbare Welt machte dem, der sie kontrollierte, keinen Spaß. Ich wollte siegen, nicht betrügen.

Das Abenteuer mußte zurückkommen. Ich beschloß, mein Schicksal zu akzeptieren. Ich würde nicht mehr eingreifen, denn jeder Eingriff konnte Folgen haben, die ich nicht beabsichtigte.

Die schlimmste Folge wäre die Langeweile. Der ewige Sieger langweilte sich, weil es keine Herausforderung mehr gab. Je größer ich wurde, und je kleiner die Welt, desto mehr langweilte ich mich.

47

Ich blickte über die Berge. Der Hubschrauber war der reinste Anachronismus. Ebenso wie das Auto. War ich nicht vor einer Weile noch im Mittelalter, verfolgt von einer dunklen Horde Tiermenschen? Wo sie jetzt wohl sein mochten...

Ich wurde jäh aus meinen Gedanken gerissen, als ich ein paar Gestalten erkannte, die aus der Wüste auf den Berg zuliefen. Waren meine Verfolger schon hier? Ich hörte ihre Rufe, ihr Stampfen, das Klirren ihrer Waffen. Ich mußte mich stellen.

RUN

Ich startete den Lauf der Dinge wieder. Egal, was passieren würde, ich würde ihn nicht mehr anhalten. Ich wollte das Leben spüren, so wie es war. Ich wollte Probleme bekommen und lösen. Ich wollte Gefahren bestehen und Hindernisse überwinden. Hey, war ich nicht eben einem Hubschrauber entkommen? War ich nicht *born to kill*?

Ich nahm die Maschine und verbarg sie sorgfältig in einer nahen Höhle. Kein Mensch würde sie hier in den zerklüfteten Bergen vermuten. Mehr konnte ich nicht tun, wenn ich die Maschine retten wollte. Ich hatte sie am entlegensten Winkel dieser Welt versteckt, und falls ich jemals herausfinden würde, was das Beste für die Welt war, dann würde ich die Maschine holen und die Welt verändern. Meine Aufgabe war vollbracht. Ich konnte den Rest meines Lebens in Frieden hier leben.

Ich ging hinunter in das kleine Dorf. Es war eine fremde und doch vertraute Umgebung. Die Menschen hier waren anders. Anders als die Piraten der Karibik, anders als die Europäer. Die Frauen hatten ihre Gesichter verschleiert. Ich beschloß, mich auf dem Basar umzusehen. Etwas Geld hätte ich schon gebrauchen können. Ich besann mich aber, daß ich ja beschlossen hatte, nicht mehr auf übernatürliche Art in den Lauf der Dinge einzugreifen. Wenn ich kein Geld hatte, dann hatte ich eben keines. Ich würde schon nicht verhungern. Denn irgendeine geheime Kraft gab ja auf mich acht. Beschützte mich, wärmte mich und gab mir zu essen.

Der Basar dieser Stadt war etwas kleiner, als derjenige, auf dem ich vor einer Weile war. Hier gab es nur wenige Waren. Was mich wunderte, war, daß die Menschen hier Fahrräder hatten. Einer der vielen kleinen Anachronismen, auf die ich in dieser Welt gestoßen bin. Ich beschloß, mich nach einer Ausrüstung umzusehen. Nach einem Schuppenpanzer und einer Streitaxt, so daß ich in Zukunft nicht mehr fliehen mußte, sondern mich gegen die Dunkle Seite zur Wehr setzen könnte.

Ich ging an einen der Marktstände, an denen ein Händler offenbar gerade in einen lauten Streit mit einer Gruppe von verschleierten Frauen verwickelt war. Er versuchte, die Frauen mit einem Stock zurückzudrängen, klopfte ihnen

immer wieder auf die Finger und blickte sie bedrohlich an. Die Frauen ließen nicht ab, schimpften und rückten immer wieder näher an den Stand heran. Ich ging weiter. Plötzlich stand ich vor einer jungen Frau. Obwohl ich nur ihre dunklen Augen sah, verlor ich mich vollkommen. Sie hatte es geschafft, mein Herz zu erobern. Ohne, mit mir zu sprechen. Ohne, daß ich wußte, wer sie war. Ich wußte nur: ich wäre jederzeit für sie gestorben. Sie wandte sich von mir ab und ging weiter. Ich beschloß, ihr zu folgen. Ich mußte herausfinden, wer sie war. Lange ging ich ihr hinterher, und immer, wenn sie sich umdrehte, um zu sehen, ob ich ihr nicht gefolgt war, verbarg ich mich hinter einer Hausecke oder einem Marktstand. Sie ging an einer Gruppe älterer, bärtiger Männer vorbei und ich traute meinen Augen kaum, als ich bemerkte, daß sie im Vorbeigehen einen kleinen Beutel aus der Tasche eines alten Mannes zog. Sie war eine wunderschöne, äußerst gerissene Diebin. „Hiergeblieben!“ Ich lief zu ihr und packte sie am Arm. Es war nicht meine Art, mich in solche Dinge einzumischen, aber dies war eine willkommene Gelegenheit, dieses wundervolle Wesen näher kennen zu lernen. Sie verstand nicht, was ich von ihr wollte, vermutlich hielt sie mich für einen Marktaufseher. „Ich will Dir nichts tun“, sagte ich und hoffte, meine Stimme wäre beruhigend genug. „Wer bist Du?“ Sie brauchte nicht zu antworten. Nicht durch Worte. *Nenn' mich einfach vierundsechzig...* Sie nickte mir zu und wies mich an, ihr zu folgen. Sie führte mich in eine kleine, abgelegene Gasse, wo sie mir den Beutel aushändigen wollte. Ich schüttelte den Kopf. Sie hob ihren Schleier und ich sah das schönste, das vollkommenste Gesicht. Sie blickte mich an, mit ihren großen, dunklen Augen. Realität oder nicht – diese Frau war mir so unendlich wertvoll. Und der Ausdruck ihres Gesichtes war stärker als alles, was ich jemals sehen würde. Ein Ausdruck, den ich nie vergessen konnte – auch nicht, wenn ich dereinst halbblind, und von Schmerzen geplagt, im Sterbebett liegen würde. Sie war es. Das einzige Wesen, was ich jemals lieben würde. Und mit ihren 320 mal 200 Bildpunkten, mit ihren 16 Farben löste sie mehr Gefühle in mir aus, als jede andere nach ihr – in der so genannten *Realität*.

Ich wollte hier bleiben. Hier, bei ihr. In diesem Dorf. Für immer. Denn die Welt, *meine* Welt war nun im Gleichgewicht. Ich wollte hier leben, zusammen mit dieser Frau, und zusammen mit ihr alt werden. Ich wollte die Maschine vergessen, denn die Maschine hatte die Macht, mich aus dieser Welt zu reißen. Sie hatte die Macht, Dinge zu ändern, ich aber wollte, daß sich nichts mehr ändert. Jetzt, wo ich endlich daran war, das mit den Frauen zu verstehen. Ich wollte einfach nur dastehen und diese Frau ansehen, mich in ihren Augen widerspiegeln und einfach davon driften.

Diese Frau – wer immer sie war – hatte den Frauen in der *Realität* so unendlich viel voraus. Sie war nicht nur wunderschön und vollkommen, nein auch jedes Bit war genau an der richtigen Stelle. Mit ihr würde es keine Enttäuschungen geben. Sie war abstrakt. Das digitale Resultat meiner Träume. Ihre Abstraktheit bot so viel Raum für Phantasie. Und sie war die perfekte Erfüllung meiner Phantasie. Sie war, um mit Platon zu sprechen, keine Frau, sondern das Idealbild, die *Idee* einer Frau. Ich geriet ins Schwärmen.

Wer je einer Frau begegnete, dort draußen, in der *Realität*, wird verstehen, was ich meine: Es gab ein Problem mit der Konkretheit und der desillusionierenden, viel zu guten Grafik des realen Lebens. Die Unberechenbarkeit der Frauen und ihr absolut *unlogisches* Verhalten - all das machte sie zum idealen, digitalen Objekt für Träume.

Es war die Zeit lange, lange vor Lara Croft.

Es war die Zeit, als Speicherplatz teuer war und sorgfältig verwaltet werden mußte. Digitalisierte Bilder waren zwar möglich - Animationen digitalisierter Bilder dagegen waren Zukunftsmusik, Sprachausgabe beschränkte sich auf drei bis vier Wörter in Telefonqualität.

Frauen waren Mangelware - nicht nur in der Realität, sondern auch hier. Denn wozu sollte sie auch gut sein? Wofür hätte man sie auch gebrauchen können? Sie wären nur im Weg gewesen, während ich durch die Wüste lief, mich mit Riesenskorpionen prügelte und über Krokodile sprang. In einer Welt, in der es nur mich und Hunderte feindseliger Gegner gibt, war eine Frau fehl am Platze, es sei denn, sie führte eine Amazonenhorde an, die mich angriff. Aber wer schlug schon gerne Frauen?

Die Erfindung der Frau erforderte eine völlig neue Art, zu denken. Eine neue Herangehensweise. Vielleicht waren doch nicht alle Figuren Gegner. Oder aber war dieser Gegner – in weiblicher Gestalt – auch nur besonders perfide und lockte mich mit den Waffen einer Frau an, um mich danach fertigzumachen.

Diese einfache, binäre Entscheidung erzeugte eine unheimliche große und schöne Spannung: War die Frau, der ich gegenüberstand, waren diese wunderschönen, großen, 8-Bit-Augen ehrlich zu mir oder wurde ich in eine tückische Falle gelockt?

Generell neigte ich dazu, den Frauen zu vertrauen – doch in dieser Welt konnte dies tödlich sein. Aber gerade darin bestand die Faszination. Ich hatte mich tatsächlich verliebt. In ein 320-mal-200-Wesen. Und wenn dieses wundervolle Wesen, das ich vergöttere, mich töten wollte, was war dann das Leben noch Wert? Wenn sie mich töten wollte, dann war das Leben ohnehin sinnlos. Dann konnte ich genauso gut für immer verschwinden und mein Dasein in der öden Realität fristen, verbittert und hart.

Nein, ich zog diese Welt vor, mit all ihren Gefahren und ihren Wundern. Diese Frau war schön. Und sie sollte *meine* Frau werden.

Das Leben war wundervoll und Mrs. Pacman würde bei ihrer Hochzeit ein Schleifchen im Haar tragen, so daß man sie als Mädchen erkannte – ein Schleifchen, dargestellt durch zwei zusätzliche Pixel.

Ich weiß nicht, wie lange wir dort standen und uns ansahen. Ich weiß nur, daß alles ein plötzliches, schreckliches Ende nahm.

Vom Berg hörten wir Geschrei, gefolgt von einem widerlichen, stampfenden Geräusch. Es konnte, es durfte nicht sein. Waren die Tiermenschen nun doch hier? Gar hierhergeloct worden, durch mich? Nichts wäre schlimmer als dieser Gedanke, daß ich es selbst war, der das Unglück über das friedliche Dorf gebracht hatte.

Die Menschen rannten durcheinander und versuchten, sich in Sicherheit zu bringen. Auch sie, der ich gegenübergestanden hatte, lief weg. Ich stand wie angewurzelt da, unfähig, etwas zu tun, so verwirrt war ich von meinen Gedanken.

Ich glaubte, daß die Tiermenschen nun über uns herfallen würden. Doch die Hand, die mich packte, und das Gesicht, in das ich blickte, gehörten einem Soldaten der Roten Armee, der mich auf russisch beschimpfte. Weitere Soldaten stürmten herbei, ein junger Rekrut wies einem Offizier den Weg:

„Tam – Sumasschedschij!“

Was hieß das?

Der Offizier trat an mich heran und gab mir die Antwort: „Hat gesagt: ‚Da ist Idiot.‘“

Warum nur Russen?

Verdammt! Ich hatte die Variable für die Jahreszahl ja noch auf 1984 stehen. Und die Ortskoordinaten sagten vermutlich aus, daß ich mich weit in Zentralasien befand.

Während ich dieser Frau in die Augen sah, war das Dorf umzingelt worden. Während ich mich auf den Kampf gegen die Tiermenschen vorbereitet hatte, war mir nicht aufgefallen, daß ich es hier mit einem weitaus besser bewaffneten Gegner zu tun hatte. Und während ich mich nach einem Kettenhemd umsah, und mich über den Hubschrauber und die Fahrräder wunderte, die nicht so recht in diese Zeit passen wollten, hatte die Rote Armee mich gejagt. Es gab nicht *viele* Anachronismen, sondern nur einen einzigen...

Mich.

Ich war tief in meinem Innern noch immer der abergläubische und verschrobene Kapitän, der ich in der Karibik gewesen war. Und nun? Saß ich auf der harten Sitzbank eines LKW, der sich durch die staubigen Straßen kämpfte. Neben mir waren vier Soldaten, die sich gelegentlich kurze Worte zuwarfen. Vermutlich machten sie sich lustig über den seltsamen Fang, der ihnen ins Netz gegangen war.

Wußten sie von der Maschine? Würden sie mich Foltern, um hinter das Geheimnis zu kommen?

Mit jedem Kilometer, den der Lastwagen zurücklegte, wuchs die Entfernung zwischen mir und der Maschine. Und damit schwanden meine Chancen, aus dieser Situation zu entkommen. Es war nicht mehr wie damals, als ich als junger Spund über Skorpione und Spinnen gesprungen war und mich vor keiner Herausforderung fürchtete. Meine Zuversicht war gewichen und ich fühlte mich schrecklich alt. Es gab nur noch Probleme, keine Lösungen. Wenn ich versucht hätte, zu fliehen, so hätten sofort Kugeln aus einer Maschinenpistole mein Leben beendet. Alles war real geworden. Viel zu real, um mir eine Chance zu geben. Ich fühlte mich verloren.

Nachdem wir lange gefahren waren, es mochte bestimmt eine Stunde gewesen sein, hielt der Lastwagen an und man bedeutete mir, von der Ladefläche herabzusteigen. Meine Hände waren gefesselt und meine Bewacher waren äußerst aufmerksam. Man sperrte mich in einen Bunker und ich hatte nicht einmal ein Fenster in meiner Zelle. Hier würde es keinen Kaugummi und keinen Stock geben, die sich zu einem Werkzeug verbinden ließen.

Die Realität hatte mich eingeholt und es war meine eigene Schuld. Ich hatte jeden weiteren Eingriff in das System abgelehnt und mußte nun mit den Konsequenzen fertig werden. Selbst wenn diese tödlich waren.

Meine Chance war vergeben.

Man ließ mich warten. Viele Stunden. Es gab keinen Gedanken, den ich nicht schon aufgegriffen und wieder verworfen hatte. Kein Gedanke an Flucht, keine Erinnerung und kein Gefühl, das ich nicht schon tausendmal gewälzt hatte.

Ich schlief einen unruhigen Schlaf.

All die Landschaften, all die Zeiten, die ich gesehen hatte – sie waren nun verschwunden. Die Welt, die geheimnisvolle Bühnenbildner um mich herum gebaut hatten, wurde nun nicht mehr verändert. Man errichtete keine neuen Kulissen mehr, die ich stolz und voller Abenteuerdrang durchschreiten konnte. Nur noch der karge Innenraum des Bunkers war mir geblieben, als letzter Ort des tragischen Schauspiels, zu dessen Hauptfigur ich geworden war. Ich, der ich hinter die Kulissen blicken wollte, war nun für immer ein Gefangener. Ich hatte vieles über diese Welt, einiges über Zahlen, aber kaum etwas über mich selbst gelernt.

Ich begann erneut, Hunger zu spüren. Und das Bewußtsein, mir ohne die Maschine keine Nahrung mehr herbeizaubern zu können, war schmerzlich. Weitaus schlimmer aber war die Furcht, daß die Soldaten inzwischen die Maschine gefunden haben könnten.

Dies wäre nicht nur mein Ende, sondern vermutlich das Ende aller Wesen. Ich selbst hatte nichts mehr zu verlieren, aber ich hatte Angst um die Welt, in der ich lebte.

Ich erwachte. Ich fand mich in einer riesigen Halle wieder, ohne zu wissen, auf welche Weise ich hierher gelangt war. Es mußte eine Kathedrale sein – oder ein Palast. Ja, es war ein Palast.

„Du weißt, wer ich bin?“

Die tiefe, bedrohliche Stimme hinter mir ließ mich herumwirbeln.

„Du bist der Herr der Tiermenschen!“

„Sei still! Ich bin mehr als das. Weitaus mehr. In der Zeit, in der Du lebstest, waren es vielleicht Tiermenschen. Aber ich habe parallel gesucht. In allen Zeiten. Ich habe Aristoteles auf die Folterbank gespannt. Er war der erste, der das Geheimnis der Maschinen ergründen wollte. Ich habe unzählige Ketzer auf den Scheiterhaufen gebracht. Sie alle waren dem Geheimnis auf der Spur und haben sich geweigert, mir zu helfen. Ich habe meinen Hopliten befohlen, die Kultstätten zerstören lassen. Ich habe die Bibliothek von Alexandria verbrannt. Meine Reiterarmee hat das Römische Reich zerschlagen. Immer, wenn Menschen daran waren, das göttliche Wissen zu erforschen, bevor ich es tun konnte, habe ich sie daran gehindert. Ich hatte immer Verbündete bei meiner Suche. Ich habe in der Antike gesucht, an der Spitze der persischen Armee. Im Mittelalter war ich die *Pest*. Und ich habe die Robe der heiligen Inquisition getragen. Und ich habe das, was ihr *Neuzeit* nennt, durchsucht. Mit Hilfe der Dämonen, die ihr selbst geschaffen habt. Mit Hilfe dessen, wovor ihr euch fürchtet. Ich stand Napoleon zur Seite. Ich habe euch die Maden ins Fleisch gesetzt.“

Der Schattenherrscher lachte schallend.

„Es war manchmal nur ein kleiner Eingriff – ich habe dafür gesorgt, daß die Wiener Kunstakademie die Zeichnungen eines jungen Mannes zurückweist. Und ich überzeugte Präsident Johnson vom strategischen Wert Vietnams.“

Ein zynisches Lächeln überkam seine Lippen.

„Die Maschine wird mein sein, denn ich ließ sogar die Zukunft durchsuchen. Meine Krieger vernichteten das Reich der viertausend Welten. Eines Tages werde ich der Herr der Maschine sein und ein *Universum* schaffen. Ein Universum, in dem es sich für mich zu leben lohnt. Wo jede Kreatur, jeder Wurm meinem Willen unterliegt. Und leidet und stirbt, *wenn ich es will*. Wo ich herrschen kann, ohne Grenzen. Wo ich frei bin!“

Er sah auf mich herab.

„Du wirst mir die Maschine bringen oder...“

Ich erwartete, daß mir das Monster, das vor mir stand, mit dem Tod drohen würde, doch ich unterschätzte seine Intelligenz.

„Du wirst leiden, denn ich verweigere Dir den Tod. Ich schenke Dir den Schmerz und die Einsamkeit. So wirst Du ewig leben und Du wirst ewig leiden. Und jeden Tag wird Deine Qual steigen. Bis Du schließlich nachgibst

und mir das Versteck der Maschine verrätst. Denn ich bin ihr wahrer Meister!“

Er blickte mich an.

"Ach ja, eines hatte ich noch vergessen...laß' Dir ruhig Zeit, bevor Du mir den Ort anvertraust. Es eilt mir nicht. Ich habe so viele Jahrtausende erlebt, daß es mir auf ein paar Jahrzehnte nicht ankommt. Wir haben alle Zeit der Welt."

Noch lange hallten die bösen Worte durch den Palast.

Der Schattenherrscher wandte sich von mir ab und verließ schnellen Schrittes die große Halle. Ich war allein. Nur ein kleiner Vorgeschmack der Einsamkeit, die mich erwartete, denn ich war nun der Gefangene eines Wahnsinnigen. Eines Wahnsinnigen, der durch Raum und Zeit geeilt war, um nichts weniger zu beanspruchen als die Allmacht.

Und er war kurz davor, sein Ziel zu erreichen. *Ich* war es, der ihm dazu verhelfen würde, denn ich konnte der Folter, die mir bevorstand, nicht standhalten. Stunden vergingen. Tage vergingen und ich verlor gar mein Gespür für die Zeit. Ich spürte keinen Hunger, keinen Durst und keine Müdigkeit, denn die böse Magie des Wahnsinnigen hielt mich am Leben und versorgte mich mit allem. Mit allem außer menschlicher Gesellschaft. Niemand war hier. Ich blickte aus dem Palastfenster auf eine verlassene Stadt. Ich konnte gehen, wohin ich wollte und ich war doch gefangen. Auf die schlimmste aller Arten, die sich nur er hatte ausdenken können.

Ich überstand die Tage und Wochen, streifte durch die Straßen, ging in leere Bibliotheken, um wenigstens die Gesellschaft der Bücher zu spüren. Ich las, stellte mir vor, wie ich mit den Autoren sprechen würde und für eine Zeit waren die Bücher mir eine Hilfe, die Einsamkeit zu vergessen. Dann aber wurde das Bedürfnis nach Gesellschaft zu groß. Es überwältigte mich. Ich ging in die riesige, leerstehende Kathedrale, suchte Gott in einem Gebet, doch auch er hatte mich verlassen. Ich brach zusammen und weinte. Ich lag auf dem kalten Boden des Gotteshauses, halb wahnsinnig geworden.

Dann hörte ich Schritte.

Ich erschrak, denn die lange Stille der Einsamkeit hatte mich fast alles vergessen lassen, was ich jemals über die Menschen gewußt hatte. Doch es waren Schritte hinter mir - eine Gestalt in Mönchskutte näherte sich mir. Ein Mensch! Ich wollte aufschreien vor Glück. Ein Mensch, mit dem ich reden, dem ich meine Gedanken mitteilen konnte!

„Pater!“

„Ich höre Dich.“

„Woher kommst Du? Und warum besuchst Du mich?“

„Ich bin hier, um mit Dir zu sprechen. Ich habe die Barriere des Schattenherrschers durchbrochen.“

Ich glaubte der Gestalt kein Wort. Zu oft hatte ich erfahren müssen, daß die Welt eine einzige Lüge war.

„Du bist kein Priester! Du bist...“

Jetzt erst erkannte ich *ihn*. Ihn, den Schattenherrscher, der die Kapuze seiner Verkleidung zurückschlug.

„Richtig, mein Freund. Und was willst Du jetzt tun? Willst Du mich töten?“

Zumute war mir danach. Ich blickte mich um und sah den großen Kerzenständer, der sich hervorragend als Waffe einsetzen ließ. Hier in der Kirche, würde ich ihn töten – Ja, ich würde ihn töten, ohne zu zögern. Ich griff nach dem Kerzenständer und schwang ihn mit aller Wucht gegen den Kopf des falschen Priesters. Kurz darauf stürzte ich, weil ich das Gleichgewicht verlor. Der Kerzenständer war durch den Kopf des Schattenherrschers gefegt, ohne Widerstand zu erfahren und der Schwung meines eigenen Schlages ließ mich fallen.

„Ich verstehe Deinen Zorn. Ich an Deiner Stelle hätte genauso gehandelt.“

Wieder überkam das bössartige Grinsen, das ich so zu hassen gelernt hatte, sein Gesicht.

„Aber glücklicherweise bin ich nicht an Deiner Stelle. Ich werde Dir jetzt ein Geheimnis anvertrauen: Ich bin kein Geist und kein Dämon, sondern ein Mensch, der ebenso wie Du sterblich ist. Genau genommen, sogar sehr, sehr sterblich. Niemand kennt den Tod besser als ich. Ich weiß alles über ihn. Ich kenne ihn aus Erzählungen furchtsamer alter Bauersleute und ich kenne ihn in allen seinen Erscheinungsformen. Den plötzlichen Tod, der ein Kind aus seinem Leben reißt. Den ehrenvollen Tod in der Schlacht. Den jahrelangen Tod, bei dem die Menschen zuerst ihre Sprache und dann ihre Gefühle verlieren. Den heimtückischen Tod, den der Dolch eines Verräters bringt...“

Ich begriff. Der Mann, der mir gegenüberstand, stammte aus der Runde der Sechzehn. Er war derjenige, dem das unglückselige Los zuteil geworden war, den Tod zu erforschen. Und er hatte den Verstand verloren, war in einen Rausch des Tötens verfallen und hatte sich zum absoluten Herrscher über alles Leben gemacht.

„Ich weiß, wer Du bist. Und ich kenne Deine Geschichte.“

„So? Deine drei Begleiter haben Dir also alles erzählt? Das war nicht sehr klug von ihnen. Aber sie haben schon dafür bezahlt.“

„Sie haben mir von dem Geheimbund erzählt.“

„Was weißt Du über die Zahlen?“

„Genug, um sie mir zu Freunden zu machen.“

„Dann werde ich Dir etwas berichten, was Du bestimmt noch nicht weißt. Zahlen waren immer gegen mich. *Eine* Zahl aber entschied mein Schicksal. Im Grunde war es nicht einmal eine echte Zahl - es war das große Nichts. Als wir damals in der Akademie ausloten, wer mit welcher Aufgabe betraut wurde, taten wir dies mit einer Art Scherbengericht. In jede Scherbe war eine Zahl eingeritzt. Und jeder von uns sechzehn mußte aus einer Vase eine der Scherben ziehen. Wir alle wußten von der Bedeutung der Zahlen. Die Eins, die für die Einsamkeit stand.“

Ich dachte an den Eremiten in seiner Höhle. Es mußte *sein* Los gewesen sein.

„Dann die Zwei. Die sogenannte Rationalität. Zwei Alternativen. Vernunft, pah! Alle Naturwissenschaftler haben sich sofort in diese Zahl verliebt...Die Drei hielten diese *Narren* für das Symbol von Vater, Sohn und heiligem Geist...Der Theologe unter uns war derjenige, der am wenigsten zu unserer Erkenntnis beitrug. Meine Zahl war übrigens die Acht. Die Zahl ohne Anfang und Ende und ich war der glücklichste Mensch auf Erden.“

„Und hast Du die Ewigkeit nicht erforscht? Hat Sie Dir nicht genug Glück gezeigt? Warum hast Du Dich auf die Seite des Bösen geschlagen?“

„Nicht des Bösen, sondern der des Todes. Und der Tod ist nicht böse. Er ist das gleichgültigste Ding im Universum. Als wir unsere Zahlen gezogen und verglichen hatten, kam mein bester Freund, der sich dem Studium der Numerologie verschrieben hatte, auf den Gedanken, daß auch die Null eine Zahl sei. Und die ersten sechzehn Zahlen nicht diejenigen von eins bis sechzehn, sondern diejenigen von Null bis fünfzehn seien. Er redete auf alle ein, daß die Auslosung wiederholt werden müsse. Und niemand wagte es, ihm zu widersprechen, da er das Wesen der Zahlen weitaus besser kannte als wir alle. Und so wiederholten wir die Ziehung. Und diesmal gab das Schicksal mir keine Chance. Ich sollte als letzter eine Scherbe ziehen. Und als ich auf mein Los blickte, sah ich die Null. Ich fragte nach der Bedeutung. Mein Freund war sehr erschrocken, daß ich es war, dem dieses Los zuteil wurde. Und er erklärte mir, die Null sei die Zahl des Todes. Damit war mein Schicksal besiegelt. Ich erforschte also den Tod. Ich vertiefte mich in die Aufgabe und ich trug alles Wissen zusammen, daß sich in dieser Welt finden läßt. So kam es, daß mir schließlich der Tod näherstand als jedes Wesen und jedes Ding in dieser Welt. Ich kannte ihn wirklich. Er wurde zu meinem Gefährten. Ich sah ihn in den Augen jedes Menschen, dem ich begegnete und ich wußte genau, wann er sich wieder zeigen würde. Und eines Tages erschien er mir.“

„Ich stand ihm gegenüber, dem Tod. Er ist ein einfacher, unauffälliger Mann, mußt Du wissen. Ich aber, der ich ihn studiert hatte, erkannte ihn sofort, als er einmal in einer Menschenmenge auftauchte. Und er kam auf mich zu. Ich hatte keine Angst, denn er war mir ja so sehr vertraut. Ich wollte ihm nur einige Fragen stellen, um mein Wissen zu vervollkommen. Doch er kümmerte sich nicht um meine Fragen, sondern begann, auf mich einzureden. Daß er mich ebensogut kenne, wie ich ihn. Und daß das Schicksal mich ungerecht behandelt hatte. Meine Zahl sei die Acht, nicht die Null. Die Ewigkeit und das ewige Leben, nicht der Tod. Er weckte in mir den Wunsch nach Gerechtigkeit und bald war ich auf weit mehr aus - ich wollte Rache. Rache an der Runde der Sechzehn, die mich in dieses trostlose Schicksal gestürzt hatte. Der Tod schlug mir einen Tausch vor.“

„Einen Tausch?“

„Allerdings. Ich sollte ihm die Scherbe mit der Null geben und würde dafür diejenige mit der Acht zurückbekommen. 'Woher hast Du sie?', fragte ich ihn und er antwortete mir, daß er kürzlich dem Besitzer einen Besuch abgestattet hatte. Er hatte ihn ins Reich der Toten überführt, dabei fand er die Scherbe in einer Tasche. Und so drückte mir der Tod die Scherbe in die Hand. Und dann passierte etwas, was ich bis heute nicht verstehe: *Er vergaß die Gegenleistung*. Er forderte nicht seine Scherbe mit der Null zurück. Und so bin ich bis heute im Besitz beider Scherben. Und damit Herr über den Tod und auch Herr über die Ewigkeit. Es sind zwei Dinge, die nicht hätten zusammenkommen dürfen. Aber es ist geschehen. Und ich bin das Zentrum.“

"Der Besitz einer Scherbe macht Dich zum Herrn über die Ewigkeit? Woher kommt solche Macht?"

"Es ist die Macht, die wir selbst, die Runde der Sechzehn, den Scherben gegeben haben. Wir haben ihnen erlaubt, unser Schicksal zu entscheiden. Alles, was ich bin, bin ich durch sie."

"Wozu brauchst Du dann die Rechenmaschine? Du hast die Ewigkeit! Warum begibst Du Dich nicht in die Zukunft? Es werden schnellere und bessere Maschinen erfunden werden. Warum nutzt Du nicht sie?"

"Sie wären nicht real. Diese Welt ist nicht real, wie Du weißt. Und deswegen möchte ich sie verlassen. Ich möchte den ewigen Zyklus von Leben und Tod durchbrechen."

"Aber was soll danach kommen?"

"Ich weiß es nicht. Aber alles ist besser, als hier zu leben."

"Ich dachte, Du wolltest hier herrschen?"

"Herrschen oder sterben! Es ist mir gleich. Nichts gibt mir mehr Freude. Ich habe alles gesehen und erlebt, was diese Welt zu bieten hat. An jedem Ort und zu jeder Zeit. Und ich bin müde. Ich will nach Hause."

"Ich ebenso."

"Dann scheint es, als seien wir, nach allem was passiert ist, Verbündete."
Er streckte seine Hand aus und ich ergriff sie. In diesem Moment hatte ich einen Plan.
„Du mußt mir viele Fragen beantworten, Meister des Todes.“
„Ach ja? Muß ich das? Nun, dann frage mich.“
„Warum verschwinden die Toten?“
„Du bist naiv, kleiner karibischer Kapitän. Die Welt, die Du kennst, ist winzig. Und selbst die Zeiten, die Du erlebt hast, sind für einen Menschen vielleicht erfüllend, für mich aber nur eine Kleinigkeit. Du bist nichts. Und du weißt nichts. Komm mit mir und ich werde Dir etwas zeigen.“
„Wohin willst Du?“
„In die Zukunft.“
Der Schattenherrscher hatte sich erneut verwandelt. Er war nun vollends schwarz und sein Gesicht war hinter einer schweren Maske. Mein Handgelenk schmerzte, als er es fest ergriff und mich aus der Kathedrale zertrte. Wir stiegen in eine seltsam aussehende Kutsche. Ich zuckte zusammen, als das Gefährt plötzlich beschleunigte und schließlich sogar vom Boden abhob. Mein Herz raste vor Aufregung.
„Das ist keine Kutsche!“, entfuhr es mir.
Er blickte mich spöttisch an.
„Wie schlau Du doch bist.“
Immer schneller wurde das Ding, in dem wir saßen. Das Ding, für das ein einfacher Kapitän des siebzehnten Jahrhunderts keine Worte zu finden vermochte. Wir rasten durch die Nacht und bald waren die Lichter am Boden verschwunden.
„Du hast eine Flugmaschine?“
„Natürlich.“
„Wozu brauchst Du dann die Maschine des Mathematikers?“
„Die Zukunft ist voller Maschinen. Aber sie sind ohne Seele und ohne Magie. Nicht zu vergleichen mit derjenigen, die unser Freund geschaffen hat.“
Ich blickte aus dem Fenster und sah, wie die Sterne heller wurden.

Dann, mit einem sanften Klicken, hielten wir an und der Schattenherrscher wies mich an, auszusteigen.

„Wir sind da. Schau Dich nur um.“

Eine Seite des Raumes schien eine Front von Sichtfenstern zu sein, die andere war komplett abgeriegelt. Überall standen große, mit Knöpfen übersäte Maschinen, die von Soldaten und Wissenschaftlern bedient wurden.

„Was ist das hier?“

„Eine Art Hafen, Kapitän. Ein Hafen für eine besondere Art Schiffe und eine Kommandozentrale. Aber das ist nicht, warum wir hier sind. Ich will nur Dein Weltbild etwas zurechtrücken. Hier siehst Du übrigens Deinen Heimatplaneten.“

Die Erde lag in der Schwärze des Raumes und leuchtete in wundervollen, majestätischen Farben. Sie war also eine runde Scheibe, genau, wie ich immer vermutet hatte.

Es dauerte nicht lange, und der Schattenherrscher setzte erneut zu einer Erklärung an.

„Ich halte mich gelegentlich hier auf. Dies ist sozusagen meine wirkliche Heimat, wenn ich nicht irgendwo in der Zeit und im Raum unterwegs bin. Hier gefällt es mir. Die klare Sicht auf alles, was den Menschen wichtig ist. Die Erde ist hier nur ein kleines, unbedeutendes Ding. Manchmal mache ich mir einen Spaß daraus, einfach alles zu beobachten, manchmal ermüdet es mich aber auch. Sieh es Dir an, Kapitän. Dies ist die Perspektive Gottes.“

Schweigend betrachtete ich die große Scheibe.

Dann trieb mich meine Neugier dazu, die Anzeigen der Maschinen genauer zu betrachten. Eine von ihnen zeigte die Überschrift „Eurasien 1300“

Darunter einige Zahlenkolonnen, die ich nicht verstand.

„Das sind die Feldzüge. Meine Suche nach der Maschine. Welche Städte schon erobert sind, welche noch Widerstand leisten, welche Gebiete wir schon durchforstet haben.“

„Du hast die beste Technik! Warum greifst Du nicht einfach von hier oben aus an?“

„Das wäre ein Anachronismus. Und Anachronismen sind indiskutabel. Wie soll denn das aussehen, wenn plötzlich Raumjäger über einer Armee von Kriegselefanten auftauchen? Also Bitte... es gibt Regeln!“

Mehr sagte er nicht. Und da ich ohnehin an diesem Tag von einer Überraschung in die nächste, von einem Schock in einen weiteren und von einem unlogischen in den logischen Wahnsinn gestolpert war, gab ich mich ganz einfach mit dieser Erklärung zufrieden.

Eines aber mußte ich wissen:

„In der Karibik war ich im 16. oder 17. Jahrhundert. Dann fuhr ich nach Europa und wir kamen irgendwann im tiefsten Mittelalter an.“

„Die Zeit, mein Freund, verläuft nicht linear.“

Wieder eine Antwort, die für ihn vielleicht eine Selbstverständlichkeit, für mich aber nur der Anlaß zu weiterer Verwirrung war.

„Ich habe mir übrigens noch etwas für Dich aufgehoben.“

Mit diesen Worten betätigte er einen Hebel. Die große, graublaue Metallplatte hob sich und gab die Sicht in die Weite des Raumes frei. Was ich dort sah, war unglaublich. Die Szenerie war so groß und faszinierend, daß ich meinte, der Boden unter meinen Füßen würde schwimmen. Ich blickte auf nichts weniger als eine vollständig im Weltraum schwebende Station, die von Hunderten kleiner und großer Schiffe umschwirrt war. Aber die Schiffe waren nicht wie diejenigen der Karibik, sondern sie hatten ungewohnte Formen. Sie waren weitaus *realer* als alles, was ich bisher gesehen hatte. Ich brauchte lange, um herauszufinden woran es lag. Ein Schiff, das die Form eines Rochens hatte, schwebte im Raum, drehte sich und tanzte sogar vor meinen Augen.

„Hier siehst Du die besten Schiffe des Raumes. Dies hier ist eine Cobra MK3. Das ist das, was wir die *Dritte Dimension* nennen. Die Schiffe, die Du kennst, waren zweidimensional. Sie fuhren auf dem Meer, das nichts weiter war als eine einzige, große Fläche. Sie hatten keine Tiefe. Hast Du nie bemerkt, daß alles, was Du in Deinem Leben gesehen hast, nur ein *Bild* war, niemals das wirkliche Ding selbst? Ist Dir nie aufgefallen, daß auf einem Schachbrett herumgelaufen bist, das nicht einmal einen Millimeter *hoch* ist?“

In der Tat. Es war mir nie aufgefallen, weil ich die Welt nur so kennengelernt hatte und nicht anders.

„Die Dritte Dimension ist der vorletzte Schritt hin zur völligen Realität. Jetzt fehlt mir nur noch die *Zeit*. Sie macht unseren Forschern Probleme. Ich bin zwar der Herr der Ewigkeit, kann durch alle Zeiten gehen, aber ich kann sie nicht *erschaffen*. Dafür müßte ich im Besitz der Maschine sein.“

Der Dunkle Herrscher wirkte nun nachdenklich, fast zerbrechlich. Dann aber wurde er wieder von seiner alten, bösen Kraft erfaßt. Die Worte glichen nun einem Zischen.

„Und wenn ich sie habe, werde ich sie benutzen. Ich werde die Zukunft erschaffen. Die Zukunft der Zukunft sogar. Ich werde der Menschheit viele Fenster öffnen. Wenn Alles unter meiner Kontrolle ist, werden die Objekte nicht nur dreidimensional sein, sondern sie werden Millionen Farben haben. Sie werden sich schneller bewegen als alles zuvor. Die Maschine des Mathematikers ist zwar voller Macht, aber sie ist auch jämmerlich. Sie kann nur 16 Farben erschaffen, was ist das schon? Sie ist alt und langsam. Ich werde die Entwicklung vorantreiben. Ich werde Millionen neuer Maschinen bauen, weitaus schneller und besser als dieses mittelalterliche Ding.“

„Sie werden leblos sein, ebenso wie Du, der Du der Herrscher des Todes bist. Sie werden niemals die Kraft der alten Maschine haben. Und Deine Millionen Farben werden niemals die Magie entfachen, welche den sechzehn Farben der ersten Maschine innewohnt. Deine Welten werden nie real, denn die Realität des Lebens besteht aus Geschichten. Und die Geschichten, welche die Maschine zu erzählen weiß, sind die wahrhaftigen.“

„Halt den Mund, Kapitän! Die Welt will getäuscht werden! Sie will Illusionen und hohe Geschwindigkeit, keine Kindermärchen. Wir werden ein Universum erschaffen, das lebt, das pulsiert und jeden in seinen Bann zieht. Dazu braucht es keine gefühlsduseligen Geschichten.“

Der Schattenherrscher gab der Wache ein Zeichen und ich wurde abgeführt. Ich hatte die Gefangenschaft zu Genüge kennengelernt und fürchtete sie nicht mehr. Aber es war kein Gefängnis, das mich erwartete.

Es war eine Art großer, dunkler und warmer Saal, an dessen Stirnseite eine Leinwand angebracht war. Kaum, daß ich Platz genommen hatte, ratterte im Raum hinter mir ein Projektor und warf Bilder auf die Leinwand.

Hatte ich nicht eben erfahren, daß Anachronismen *indiskutabel* seien? Und war ein ratternder 8-Millimeter-Projektor nicht ein Anachronismus? Ich wußte nicht, welches Jahr wir hatten – aus meiner Perspektive der 1980er Jahre waren wir weit in der Zukunft. Und ich saß auf einer Raumstation, in einem extra für mich geschaffenen Kino.

Ein Sprecher kommentierte die Bilder auf der Leinwand.

„Der Wunsch nach Leben ist so natürlich wie das Leben selbst. Kann man es einer Kreatur verübeln, wenn sie sich auf die Suche nach den Geheimnissen des Lebens macht? Und wenn sie diese Geheimnisse erkennt und sie sich zunutze macht? Gehen wir zurück. *Weit zurück*, an einen der wirklichen Anfänge: Leben ist kostbar, solange es begrenzt ist. *Drei Leben* gehören zur Grundausstattung, aber danach ist die Zeit um. Tun wir also etwas Illegales – entlarven wir den großen Bauplan, den Stoff, aus dem das Leben besteht (es DNS zu nennen, wäre vermutlich *anachronistisch*). Gemeint ist das einzelne Bit, das entscheidet, ob wir leben oder nicht. Ein einzelnes, stromdurchflutetes Teil, tief drinnen im Gehäuse eines Rechners. Und wir sind nahe daran, es beeinflussen zu können. Durch einen einzelnen Befehl. Ebenso die Variablen, in denen gespeichert ist, wieviel Proviant wir bei uns tragen, ob wir verwundet sind usw. Wer hier, im Programm stöbert, für den eröffnet sich eine wunderbare Welt – fernab von der simulierten Welt mit ihren strengen Regeln. Und noch viel weiter entfernt von dem, was einstmals Realität genannt wurde.“

Die Bilder auf der Leinwand zeigten einen rasanten Sturzflug in das innere einer Maschine, zeigten eine Himmelsjagd über Kabel und Widerstände hinweg.

„Zeile für Zeile eröffnet sich hier der geheime Plan des Lebens und wir beginnen zu verstehen. Ein Ausdruck mag uns endgültige Klarheit geben. Nächstelang läßt sich brüten über den Zeilen. Versuch und Irrtum. Lassen wir eine Zahlenkolonne durchlaufen, um zu testen, ob wir wirklich ewig leben. Setzen wir Variablen auf neue Zahlenwerte und finden heraus, was passiert. Spielen wir mit dem Unvorhergesehenen, lassen uns ein auf eine Reise durch die digitale Welt hinter der graphisch dargestellten Fassade. Setzt man die Zahl der Leben oder die Lebensenergie auf 255, ist man gerettet – oder verdammt? Level für Level wird nun gemeistert werden, aber was bringt uns die Unsterblichkeit? Ewige Langeweile? Ein schlechtes Gewissen? Enttäuschung über die Banalität der simulierten Welt? Es gibt keinen Maßstab. Es gibt niemanden, der über uns urteilt. Wir müssen nur vor uns selbst verantworten, was wir getan haben. Aber war es denn so einfach? Haben wir nicht große Mühen auf uns genommen, um zur Erkenntnis zu gelangen?“

Ich war mir nicht sicher, ob der Film mein Leben oder das des Schattenherrschers beschrieb. Wir beide hatten uns an die Grenzen der Realität gewagt, jeder auf seine Weise. Wir hatten versucht, die Maschine für unsere Zwecke zu nutzen. Und nun saßen wir hier, fern der Erde, und waren beide Gefangene. Die Stimme des Schattenherrschers rief mich. Ich folgte ihm und wir gingen zurück auf die Brücke der Raumstation.

„Du wolltest wissen, warum die Toten verschwinden. Hier, ich zeige es Dir.“

Er betätigte einige Knöpfe auf einer kleinen Konsole, die zu seiner Rechten stand. Der große Bildschirm vor uns zeigte die Kontinente an. Um die Karibik war ein rotes Quadrat.

„Wir sehen uns das mal näher an.“

Der Bildschirm zeigte eine Übersicht an. Es waren Hunderte von Schiffen, die in alle Richtung führen, Güter und Waffen transportierten.“

Neben den Schiffen zeigte der Bildschirm kleine Kästchen, die über alle möglichen Daten Aufschluß gaben: Typ des Schiffs, Nationalität, Besatzung, Ladung, Bewaffnung und Kurs.

„Du kannst sie alle von hier aus sehen.“

Der Schattenherrscher nickte. Er deutete auf ein blinkendes Quadrat.

„Hier ist gerade eine Seeschlacht.“

Er wählte eine vergrößerte Ansicht und der Bildschirm zeigte eine mächtige spanische Galeone, die sich gerade ein Gefecht mit zwei englischen Handelsschiffen lieferte.

Jedes Mal, wenn eine Kanonenkugel ein Schiff traf, sank die Anzahl der Matrosen. Es war ein ungewöhnliches Gefühl, den Tod von Menschen auf diese Art präsentiert zu bekommen.

„Sie sterben alle auf diese Weise?“

„Hab' Geduld.“

Eines der englischen Handelsschiffe bekam mehrere schwere Treffer und neigte sich zur Seite. Es waren nur noch fünf Matrosen an Bord, dann drei und schließlich gab es keine Überlebenden. Das Schiff ging mit einem schweren Ächzen unter.

„60 Mann Besatzung – und alle sind umgekommen. Schlimm, nicht?“

Der Schattenherrscher sah mich an und ich glaubte seiner gespielten Betroffenheit nicht eine Sekunde. Er war zu zynisch, um zu trauern. Er grinste mich an und deutete auf den Rand des Bildschirms. Von irgendwo außerhalb segelte ein neues, englisches Handelsschiff mit 60 Mann Besatzung ein und nahm Kurs auf Caracas.

„Wo kommen die her?“, fragte ich verwundert.

„Nun, wo immer man etwas wegnimmt, muß man wieder etwas hinzufügen. Sonst stimmt die große Gleichung nicht mehr.“

„Und die Matrosen? Sind es die gleichen, die eben untergegangen sind?“

„Das spielt keine Rolle. Die gleichen oder andere. Es geht nur darum, daß die Zahlen stimmen.“

„Und jedes Mal, wenn ein Schiff untergeht, kommt ein Neues? Es gibt keine Veränderung?“

„Nein. Sie werden bis in alle Ewigkeit weiterkämpfen, um Macht und Einfluß. Und ihre Welt, die Karibik, ist im ewigen Gleichgewicht. Sinkt ein Schiff, kommt sofort ein neues ins Spiel. Wird irgendwo eine spanische Stadt von den Engländern erobert, dann erobern die Spanier gleichzeitig eine englische Stadt. Es ist ein ewiges Gleichgewicht. Und die Menschen wollen es nicht anders, glaub' mir. Sie sind glücklich, wenn sie ihre Kanonen putzen und ihre Fahnen hissen und sich gegenseitig alberne Titel verleihen. Und die Toten verschwinden, weil sie nicht mehr gebraucht werden. Weil sie Platz machen müssen für die neuen Lebenden. Verstehst Du nun die Welt?“

„Noch nicht ganz. Sag mir, warum es Russen waren, die mich festgenommen haben. Russen und nicht die Tiermenschen, die mich anfangs verfolgten.“

„Jede Zeit hat ihre *Bösewichte*. Und wenn die Russen dich erwischt haben, warst Du wohl in einer Zeit, in der *sie* gerade diese Rolle gespielt haben. Wie gesagt – ich habe viele Soldaten. Menschen und Tiere, Magier und Monster, Drachen und Dämonen. Und ich habe sie alle auf die Suche nach der Maschine geschickt.“

„Ich verstehe Dich nicht. Was bedeutet Dir die Maschine nur?“

„Nun, was bedeutet sie *Dir*?“

„Sie ist...wunderbar. Sie ist so perfekt und logisch. Und sie macht alles interessant. Alles, was mir sonst unwichtig wäre wird durch sie bedeutsam. Selbst ein Kochrezept ist, wenn es im blauen Kristall erscheint, eine faszinierende Sache. Die Maschine sorgt für Unterhaltung. Mit ihr ist immer Silvester oder

Ostern oder Weihnachten. Zumindest ist immer eine Spannung da, die ich sonst nirgends finde. Die Maschine hat mein Leben verändert.“

„Richtig. Du warst vorher ein Nichts. Wenn alles normal verlaufen wäre, würdest Du noch jetzt auf einen verfluchten Aztekentempel zu rennen.“

„Und was ist *nicht normal* verlaufen?“

„Woher soll ich das wissen? Du darfst nicht glauben, nur weil ich die Zeit kontrolliere, wüßte ich alles. Ich weiß nur, daß Du jetzt hier bist. Aus eigener Kraft. Oder weil irgend jemand die Notbremse gezogen hat?“

„Ich verstehe Dich nicht...“

„Sieh auf den Bildschirm! Was glaubst Du, würde passieren, wenn jeder stinkende Pirat anfinge, Philosophie zu studieren und sich auf die Suche nach der Wahrheit machte? Wenn sie alle zweifeln würden an der Realität, in der sie leben? Wenn sie nicht mehr nach Gold und Ruhm jagen würden, sondern nach Erleuchtung? Es wäre eine Katastrophe. Die Welt würde erschüttert werden.“

Er machte eine lange Pause und sah mich an. In meinen Augen war er nicht mehr der Dunkle Herrscher, sondern ein hochintelligenter Mann, dem viel am Fortbestand unseres Universums lag. Aber wozu brauchte er dann die Maschine?

„Nein, mein Lieber“, begann er wieder zu sprechen, „Durch irgend etwas bist Du zum Leben erwacht – zum wahren Leben, nicht zu dem, was man dort unten, auf der Erde darunter versteht. Du hast eine Einsicht erlangt, die eine Nummer zu groß für Dich war. Und wir haben Dich aus dem Verkehr gezogen, bevor Du noch mehr Unsinn anstellst. Woher sollten wir denn wissen, daß Du plötzlich anfängst, nachzudenken? Du hattest Deinen Platz. Du hättest von mir aus durch ganz Süd- und Mittelamerika laufen können. Aber Du mußtest ja in die Hafenstadt. Nun gut, dann haben wir Dir einen anderen Spielplatz geschaffen – größer, bunter und viel spannender. Aber auch das hat Dir nicht mehr genügt. Du mußtest raus, weg aus der Karibik, nach Europa wo Du Deine Wurzeln vermutetest. Und warum diese Weltreise? Nur wegen Deiner verfluchten Neugier! Nichts hat Dir genügt, Du warst unersättlich in Deiner Gier nach Wissen. Und deswegen haben wir Dich hierhergebracht.“

„Wer ist *wir*?“

„Ich und die anderen Herrscher. Ich bin, wie gesagt nur für die Unendlichkeit und den Tod verantwortlich. Andere herrschen über andere Dimensionen. Und das ist weitaus mehr, als Du Dir vorstellen kannst. Erinnerst Du Dich, wie erstaunt Du über die Räumlichkeit – die dritte Dimension – warst? Du wärest noch viel erstaunter, wenn Du die anderen kennenlernen würdest.“

„Versuch' nicht, mich zu täuschen!“

„Dich zu täuschen ist keine Kunst. Du wurdest die ganze Zeit schon getäuscht, wo immer Du warst, wo immer Du Deine Umgebung für die Wirklichkeit gehalten hast.“

Er stellte sich als verantwortungsvoller Wächter der Welt dar. Und er wollte mich glauben machen, daß es besser sei, wenn ich ihm die Maschine aushändigte, damit er seine Aufgabe besser erfüllen konnte.

Ich hatte nur noch einen Gedanken, einen festen Vorsatz, der stärker war als alles andere. Stärker als mein Drang, zu überleben und stärker selbst als mein Wunsch nach Erkenntnis: *NIEMALS!*

Er schien meine Gedanken zu lesen, denn sofort gewannen seine Worte wieder an Schärfe. Seine alte Arroganz war zurückgekehrt und erfüllte seine Stimme.

„Was kostet es mich, den Ort zu erfahren, an dem sich die Maschine befindet? Dreißig Silberlinge? Eine Goldmine in der neuen Welt? Ein Dutzend Tempelpriesterinnen? Nun komm schon – such’ Dir etwas aus! Ich habe sogar noch ein besseres Angebot für Dich... Ich eröffne Dir den Blick in die anderen Dimensionen. Du kannst sogar eine von ihnen beherrschen! Ich glaube die 52. ist gerade frei geworden.“

Er lachte schallend.

„Und wenn Du Wissen suchst, kann ich Dir auch helfen.“

Er hielt eine daumengroße, silberne Platte hoch.

„Hier steht, was Du brauchst. Von Anbeginn der Menschheit bis ins 27. Jahrhundert. Das dürfte doch nun wirklich ausreichen, Dich eine Weile zu beschäftigen. Du kannst Dich hinter dem Ofen verkriechen und alles in Ruhe studieren.“

Niemals, dachte ich mit all meiner Geisteskraft.

„Gib Dir keine Mühe, Kleiner. Das Unterbewußtsein kennt keine Negation.“

Kein Zweifel: er konnte meine Gedanken lesen. Zumindest diesen hier.

„Du bist beschränkt. Auf ein Gesichtsfeld von 320 Mal 200 Punkten. Bald werden Deine Augen, Junge, es nicht mehr anders kennen. Du würdest die anderen, die wirklichen Dinge nicht mehr sehen können. Du wirst ewig Untertan dieser kleinen Welt sein. Dein Höhenflug, auch wenn er bis hierher, weit über die Erdatmosphäre hinaus reichte, ist zu Ende. Und Du weißt, daß ich Recht habe.“

Eine Alarmlampe schrillte.

„Wir werden angegriffen. Es sind die Vierundsechziger.“

„Diese Wahnsinnigen.“

Stunnenlang, unfähig zu begreifen, uns sogar unfähig, eine Frage zu stellen, verfolgte ich das sich mir bietende Schauspiel.

War dies wieder nur ein Trick des Todesmeisters? Oder war das Entsetzen in seinem Gesicht echt?

Minuten vergingen. Minuten, in denen junge Offiziere durcheinanderliefen, Bildschirme beobachteten und die vielen Knöpfe an den Konsolen bedienten. Ich begann zu verstehen: Hier bereitete man sich auf eine große Schlacht vor.

Einige der Bildschirme zeigten die Hangars an, auf denen eilig die Raumjäger bereit gemacht wurden. Seltsamerweise erschien mir all das vertraut. Ich hatte all dies schon einmal erlebt. Und statt der Furcht vor einem Tod im tiefen Weltraum, spürte ich eine unbändige Vorfreude. Ich saß auf in einer Raumstation, die bald von feindlichen Jägern umschwirrt werden würde. Die Party begann und ich wollte Teil dieses großen Ganzen sein. Mochten spätere Historiker einmal herausfinden, wer hier die Guten und wer die Bösen waren. Ich wollte dort hinaus, in das schwarze All, wollte das Adrenalin spüren, das Risiko des Gefechts in mir haben.

„Wer sind die Vierundsechziger?“, fragte ich den Schattenmann, der in seinem Kommandosessel zu einer traurigen Gestalt zusammengesunken war.

„Eine Sekte von außerirdischen Wahnsinnigen. Sie wollen alles vernichten. Alles. Ich gebe zu, ich bin an Macht und Herrschaft interessiert. Aber ich will die Welt erhalten, so wie sie ist – nicht zerstören. Ich bin kein schlechter Mensch, bitte glaub’ mir. Wenn Dir die Welt etwas bedeutet, dann gib mir jetzt die Maschine. Nur mit ihrer Hilfe können wir diese Monster aufhalten.“

Fast überkam mich Mitleid.

Es war ein so unglaublich großer Zwiespalt, in dem ich mich befand. Der einst so mächtige Herrscher schien nun mir ausgeliefert zu sein. Und wer konnte es mir schon übelnehmen, die Lage ein wenig auszunutzen?

„Ich werde darüber nachdenken“, antwortete ich knapp.

Die Bildschirme zeigten eine riesige Flotte von Mutterschiffen, die nach und nach ihre Angriffsjäger und Raumtorpedos ausspieen. Die Zeit verrann. Und meine Gedanken rasten. Wer sollte sich in dieser wahnsinnigen Welt denn noch zurechtfinden?

In diesem Moment schlugen die ersten Geschosse in der metallenen Außenhaut der Station ein. Die Explosionen erschütterten auch die Kommandobrücke.

„Uns bleibt nicht viel Zeit...“

Den kleinen Explosionen der Torpedos folgte eine große. Wir alle wurden umhergeschleudert, Funken stieben aus der Elektrik und Rauch verdunkelte die Sicht.

„Saboteure!“, schallte es aus der Sprechanlage.

„Es hat eine Explosion im Aufenthaltsraum gegeben, viele Piloten wurden getötet. Wir werden nicht mehr alle Jäger bemannen können.“

„Verdammte Scheiße!“, brüllte ich, so daß die Brücke erschallte. Ich trat wütend gegen eines der Computerpulte.

War ich nun ein Rockstar oder was?

„Gib mir einen Jäger“, forderte ich.

„Warum sollte ich Dich entkommen lassen?“

„Wenn ich hier sterbe, ist Dir nicht gedient.“

„Weißt Du, wie man so ein Ding fliegt?“

„Sicher. Du mußt mir nur zeigen, wo man die Kohle einfüllt.“

Der Nahkampf würde nicht ohne mich beginnen. Der Jäger, in den ich einstieg, war schwarz, schnell und sah von außen abartig *böse* aus. Er war genau das richtige Werkzeug für einen zünftigen Ausflug ins All.

War ich nicht Angehöriger einer Spaßgeneration? Hatte man uns nicht im eingeredet, daß nur wir es sein konnten, die die Welt retten würden? Hatte ich nicht genau dies gelernt, in den Millionen Abenteuern, die ich bestanden hatte? *Ich* war es, der leuchtende Kern des Universums. Der nichtsnutzige Nutznießer aller Raumschlachten. Ohne den die Welt schon längst von einer Invasionsflotte grüner Schleimkrieger erobert worden wäre. Selbstbewußtsein war überhaupt kein Ausdruck dafür. Ich würde es ihnen schon zeigen, wer hier der wahre Slim Shady war.

Die Triebwerke heulten auf und ich spürte den Druck, der sich langsam aufbaute. Im Schiff, in mir selbst. In meinen Adern floß pure Energie. Ich hörte ein leises Klicken, das mir die Abschaltung der Magnetsperren anzeigte, die den Jäger an die Station klammerten. Einen Sekundenbruchteil später wurde ich mit atemberaubender Geschwindigkeit in die Tiefe des Alls katapultiert.

Mir blieb keine Zeit, mich zu besinnen. Die Feinde hatten inzwischen eine Übermacht von mindestens vier zu eins, so daß jeder unserer Jäger, der aus der Station aufstieg, bereits erwartet und gebührend empfangen wurde.

Eine Salve von Lichtgeschossen prasselte auf die Schnauze meines Jägers ein und ich konnte nur hoffen, daß die Schilde so gut waren, wie man mir versichert hatte. Ich zog den Jäger hoch und mußte feststellen, daß die Technik viel besser mit den gewaltigen Schleuderkräften fertig wurde als ich selbst. Für einen Sekundenbruchteil verließen mich meine Sinne. Wahrscheinlich war ich ganz einfach zu alt für das alles.

Inzwischen befanden sich zwei feindliche Jäger hinter mir, die ich trotz meiner Loopings und riskanten Flugmanöver nicht abschütteln konnte. Ich zog sie hinter mir her, wie einen gewaltigen Schweif. Ich schaltete die rückwärtige Suchkamera auf achtfache Vergrößerung und erkannte, daß die feindlichen Jäger prachtvoll in rot und blau bemalt waren. Einer hatte das Bildnis einer Haifischfratze, ein anderer dasjenige von Neptun, dem Herrscher des Meers auf dem Vorderteil.

Durch das seitliche Fenster des Cockpits beobachtete ich, wie sich eine Welle von feindlichen Jägern auf die Station stürzte. Doch anstatt zu feuern und abzdrehen, flogen die Piloten direkt gegen die Oberfläche und rissen mit der Wucht des Aufpralls große Löcher in die Konstruktion. Sie alle starben, um die Verteidigungseinrichtung auszuschalten. Gegen so viel Entschlossenheit war selbst unsere Flotte machtlos.

Die Station lag unbewegt im tiefen Raum, ihre Geschützte gaben kein Feuer mehr auf die Angreifer ab, sondern schienen nur auf den Todesstoß zu warten.

Ich setzte meinen Jäger knapp hinter die nächste Welle der Sektenanhänger und stellte fest, daß sie weiter stur auf die Station zuflogen, ohne sich um das Feuer, daß ich von hinten auf sie einschlagen ließ, zu kümmern. So gelang es mir zwei der Jäger zu vernichten, bevor diese Wahnsinnigen die Station erreichten. Doch so sehr unsere Piloten sich auch mühten, die Schlacht war längst verloren. Eine gigantische Druckwelle schleuderte mein Schiff zur Seite. Kein Zweifel. Die Station war vernichtet worden. Die Sache wurde mir zu heiß. Und momentan konnte ich nicht mehr tun, als meine Haut zu retten. Also setzte ich den Kurs auf den Teil der großen runden Erdscheibe, an dem ich die Maschine versteckt hatte. Ich mußte sie wiederfinden, bevor diese Irren alles in Schutt und Asche legten.

Ich machte mir keine Gedanken um den Schattenherrscher. Jungs wie er überlebten immer. Er würde vermutlich in irgendeiner Rettungskapsel entkommen sein, und friedlich irgendwo auf der Erde niedergehen.

Noch immer verfolgten mich zwei der feindlichen Piloten. Und wieder beschleunigte ich, flog Ausweichmanöver. Von Zeit zu Zeit erhielt mein Jäger einen Treffer und ich spürte einen Ruck.

Die Schilde hielten das meiste ab, doch konnte ich nicht sagen, wie lange noch.

Wir tauchten in die Erdatmosphäre ein.

Ich hatte keine Ahnung, ob meine beiden Verfolger auch dafür gerüstet waren. Ich hoffte, sie stammten von einem fernen Planeten und würden die Sauerstoffatmosphäre nicht vertragen. Doch sie zogen sich nicht zurück, sondern verfolgten mich weiter.

Als die Schilde meines Jägers fast zerstört waren, hörten die beiden auf, mich zu beschießen. Sie wollten mich nicht töten, sondern nur gefangennehmen. Vermutlich jagten auch sie nur nach der Maschine. So wie alle anderen Irren, in diesem riesigen Irrenhaus namens Universum.

Ich hatte Mühe, den Jäger heil herunter zu bringen. Die Steuerung funktionierte zwar noch größtenteils, reagierte aber zunehmend langsamer. Ich mußte so schnell wie möglich den Platz wiederfinden, an dem ich die Maschine versteckt hatte. Aber alle Hügel in diesem Land sahen gleich aus, zumindest wenn man mit einer Geschwindigkeit von dreitausend Stundenkilometern darüber hinweg zischte. Ich spielte mit dem Gedanken, mich einfach mit dem Schleudersitz herauskatapultieren zu lassen, und meine Reise zu Fuß fortzusetzen. Bestimmt gab es irgendwo dort unten auch einen Esel, der mir die Reise erleichtern würde. Auf jeden Fall wäre dies ein Schritt, der meine beiden Verfolger zumindest in Erstaunen versetzen würde.

Ich drehte eine Schleife über dem kargen Land und suchte die Gegend nochmals ab. Es mußte *hier* gewesen sein, wo ich die Maschine versteckt hatte.

Mit einer eleganten Drehung setzte ich den Jäger auf dem Boden auf. Die zwei Jägerpiloten, preschten mit ihren Maschinen über mich hinweg und kreisten dann in niedriger Höhe.

Ich nutzte die Zeit und rannte in Richtung der Hügel. Ja, ich erkannte auch das Dorf wieder. Es war nicht mehr weit.

Die Jäger, die über mir kreisten, setzten, ein paar hundert Meter von mir entfernt, zum Landeanflug an. Ich mußte mich verstecken. Ich suchte eine Stelle des Hügels, an der der Bewuchs etwas stärker war und hoffte so, den Blicken meiner Verfolger entgehen zu können. Die beiden stiegen aus ihren Jägern und machten sich auf die Suche. Ihre Körper schienen denen von Menschen zu ähneln, aber dies hatte noch nichts zu bedeuten. Ich wollte die Biesster ohne Helm sehen. Mir blieb nichts, als still am Boden zu liegen, und zu hoffen, nicht entdeckt zu werden. Sie kamen näher. Anfangs konnte ich nur an ihrer Körperhaltung sehen, daß die beiden sich offenbar unterhielten. Dann, als sie nur noch ein paar Meter von mir entfernt waren, hörte ich die ersten Fetzen ihrer Sprache. Ich erkannte, daß das, was ich zunächst für ein außerirdisches Zischen und Schnalzen gehalten hatte, eine sehr menschliche Sprache war. Einer der Piloten redete von einer „Anachronism warning“, kurze Zeit später warfen sich die beiden in Deckung.

Von der anderen Seite des Hügels hörte ich ein Rasseln. Schließlich gab die lange Kanone, die als erstes um die Ecke lugte, mir die Gewißheit: Es waren meine alten Feinde – oder meine neuen Freunde, je nach Sichtweise.

Nie hätte ich geglaubt, mich einmal über die Anwesenheit eines russischen T-62-Panzers zu freuen. Die Sache wurde interessant. Aber ich hatte keine Zeit den Ausgang abzuwarten. Ich schlich mich, auf allen Vieren kriechend, in Richtung des Berges davon. Kurze Zeit hörte ich Maschinengewehrfeuer, Schreie, und einige sehr seltsame, undefinierbare Geräusche. Was ging mich an, was die Schleimbälle mit Iwan anstellten? Ich war außer Sichtweite und rannte auf den Berg zu.

Das nächste, was ich spürte, war ein stechender Schmerz an meinen Füßen. Ich wurde nach hinten gerissen. Eine Fessel aus purem Licht schien sich um meine Füße gewickelt zu haben. Irgend etwas schleifte mich mit unglaublicher Gewalt nach hinten, direkt zu meinen Verfolgern.

Sie standen um mich herum, als ich mich bemühte, aufzustehen. An eine Flucht war nun nicht mehr zu denken.

Einer der beiden nahm langsam seinen Helm ab und zum Vorschein kam das Gesicht eines alten Mannes. Ja, er hatte sogar eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Philosophen, der mich so lange auf meiner Reise begleitet hatte.

„Du mußt keine Angst vor uns haben.“

Ich mußte lachen. Und mein Lachen war Ausdruck des reinsten Zynismus.

„Seid ihr nicht die Jungs, die die Welt vernichten wollen?“

„Wir werden sie vernichten. Um sie zu erhalten. Du wirst es nicht verstehen.“

„Sehr richtig. Ich verstehe es nicht. Wollt Ihr mich jetzt bekehren? Zu einem von Euch machen?“

„Nein, das wäre nicht nötig. Du bist es längst. Du mußt wissen, in meiner Heimat genießt Du göttliche Verehrung. Du bist der Auserwählte.“

„Ja, klar. Ich weiß. Wer auch sonst? Ich bin Brian, der Auserwählte und ich sage euch: Gebt dem Schattenherrscher so richtig eine in die Fresse und dann verpißt Euch wieder auf Euren Heimatplaneten, ok?“

Die beiden sahen sich an.

„So einfach ist es nicht. Du wirst uns helfen.“

„Wobei? Wenn ihr alles in die Luft jagen wollt, bitte. Wenn ihr die Menschheit vernichten wollt – ich habe kein Problem damit. Nur, bitte laßt die Welt in Ruhe! Laßt alle Planeten dort, wo sie hingehören, laßt die Tiere in Frieden und kümmert euch nicht um das Wetter. Das ist alles, was ich will.“

„Ich weiß. Du bist eben einer von uns. Aber ich möchte, daß Du ein paar Dinge verstehst. Die Welt ist keineswegs so wahnsinnig, wie Du vielleicht glaubst. Im Gegenteil. Sie ist sehr rational. Wir kommen von einem Planeten weit außerhalb dieses Sonnensystems. Und weit außerhalb Deiner Vorstellungskraft. Die physikalischen Gesetze, die Du kennst, gelten dort nicht. Jedoch die mathematischen. Zwei mal Zwei ergibt auch bei uns Vier. Zweimal Vier ergibt Acht und Acht ist die Anzahl der notwendigen Informationen für ein Zeichen. Ein *A*, ein *b* oder ein Fragezeichen. Acht Stellen genügen. Die Acht steht in der Numerologie für die Unendlichkeit, weil ihre Linien keinen Anfang und kein Ende haben. Legt man die 8 quer, so erhält man das Mathematische Zeichen für Unendlich. Das dürftest Du schon mitbekommen haben, richtig?“

„Allerdings. Ich hatte bereits eine kurze Unterredung mit Herrn Null-Acht.“

„Die Acht führt uns also direkt in den Raum oder in die Zeit, je nach Bezugspunkt. Außerdem führt sie uns an die Grenzen unserer eigenen Vorstellungskraft, denn von der Unendlichkeit heißt es, sie übersteige unsere Vorstellungskraft. Und nun stell Dir das ganze vor, wenn der Zahlenstrahl zur Fläche wird. Zu einem Schachbrett mit vierundsechzig Feldern. Es ist eine neue Dimension, die sich eröffnet. Die 64 beeindruckt uns durch ihre tiefe Stimme, durch ihre Weisheit und durch ihren Namen.“

Viel Religiosität schwang nun in der Stimme des Alten. In der Tat hatte mir mein ganzes Leben bewiesen, daß die Grenze zwischen Mathematik und Religion, zwischen Konkretem und Abstraktem eine fließende war.

„Wir haben Eure Welt studiert. Und wir möchten sie bewahren.“

„Und warum greift ihr dann unsere Raumstationen an?“

„Nicht Eure – Hast Du vergessen, daß es unser gemeinsamer Feind war, der Dich gejagt hat, der Monster auf Dich gehetzt hat und Dich hat foltern lassen?“

„Aber er ist mir ähnlicher als Ihr es seid. Er ist immerhin ein Mensch und ihr seid – *Fremde*.“

„Wir sind keine Fremden. Sieh uns an. Wir haben einen Körper wie Du. Wir atmen, essen und schlafen wie Du.“

„Aber was habt ihr nur vor?“

„Wir führen die Welt ihrer Bestimmung zu.“

„Die Bestimmung dieser Welt ist es nicht, zerstört zu werden.“

„Sie wird weiterexistieren, auf eine andere Weise. Sie darf nicht unterworfen und verklart werden. Sie wird sich verwandeln, in etwas Neues, Wunderbares. Und wir sorgen dafür, daß sie sich verwandeln kann. Wir geben ihr Raum und Zeit zurück.“

„Indem ihr das Leben vernichtet?“

„Indem wir das Leben neu erschaffen. Das Universum, so wie wir es kennen, ist eine Art Kathedrale. Alles, was Lebewesen tun, hat Folgen. Jeder bekommt, im weitesten Sinne das, was er sich wünscht. Unsere Krieger bekommen einen harten Kampf und einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfeld. Die Händler häufen Reichtümer an. Die Handwerker erfreuen sich an ihren Werken und die Sänger und Tänzer genießen ihre Zeit auf der Bühne. Nichts geschieht ohne Grund – ich denke, auch Du hast inzwischen gelernt, an das Schicksal zu glauben. Und deswegen vertrauen wir Dir. Du hattest die Maschine in Deinem Besitz. Und Du hast sie eingesetzt, um gegen die dunklen Kräfte zu kämpfen. Dafür danken wir Dir.“

„Und was genau habt ihr vor? Seid auch ihr auf der Suche nach der Maschine?“

„Wir müssen sie nicht suchen, denn Du weißt, wo sie ist. Und Du wirst das Richtige tun.“

„Was ist das Richtige? Die Maschine zu zerstören? Oder sie den dunklen Mächten auszuliefern? Oder soll ich sie selbst benutzen, um Macht zu erlangen, Macht über die ganze Welt?“

„Du wirst es erkennen, wenn es so weit ist.“

„Ich bin Euer dummes Gerede leid. Ich bin nicht der, den ihr sucht. Laßt mich in Ruhe.“

„Wie Du meinst. Du mußt nur wissen, daß Du nicht alleine bist.“

Mit diesen Worten wandten die beiden Vierundsechziger mir den Rücken zu und ließen mich zurück. Es war die reinste Ironie. *Ich* sollte nicht alleine sein? Ich hatte mich noch nie einsamer gefühlt als jetzt, in diesem Moment. Selbst damals, in der Gefangenschaft war noch immer ein Halt, und wenn es nur der Glaube an meine Stärke war, mit jeder Stunde und jeder Minute dem Bösen zu widerstehen. Damals gab es eine Zukunft, jetzt stand ich vor einer unendlichen Leere.

Ich verspürte Zorn gegen diese selbstgerechten, verständnisvollen Vernichter aller Dinge. Und ich war ganz einfach müde. Müde von der langen, abenteuerlichen Reise, die mich durch die Kontinente, durch die Meere und sogar durch das All geführt hatte. Müde von all den Erlebnissen, den Rätseln, den Begegnungen. Müde sogar von den Geheimnissen, von denen es noch immer viel zu viele in dieser Welt gab. Vielleicht war ich sogar einfach zu müde, weiterzuleben. Selbst wenn ich die nächsten drei Wochen geschlafen hätte, ich würde meine alte Energie nicht mehr zurückbekommen. Es würde etwas mehr brauchen als einen Winterschlaf. Mehr sogar als einen tausendjährigen Tod. Ich wußte zuviel, als daß mich das Leben hier noch hätte interessieren können. Ich hatte hinter die Kulissen geblickt und war schockiert, weil alle Geschichten schon erzählt, alle menschlichen Handlungen das Ergebnis von Berechnungen zu sein schienen. Die Welt war innen hohl. Es war gleich, wo ich nun hingehen würde. Es war gleich, was ich sehen würde. Was immer mir widerfuhr, ich würde überall das mechanische Ticken der großen Weltenuhr hören. Ich konnte gehen, wohin ich wollte.

Es wäre ohnehin egal.

Ich wußte nicht, wie lange ich einfach auf sandigen Boden lag und den Himmel betrachtete. Vielleicht gelang es mir sogar, einzuschlafen und die Gedanken an die Tausenden von Zahlen, die für das prächtige Spiel der Wolken verantwortlich waren, zu vergessen.

Was hatte ich denn schon gelernt, in der kurzen Spanne meines Lebens hier in dieser Welt?

Es gibt kein wirkliches Leben und keinen wirklichen Tod. Jedenfalls nicht vor dem Verlust des *dritten* Lebens. Und auch dieser Tod war nur kurz. Ich erinnerte mich an die zahlreichen Tode, vor dem Aztekentempel.

Ich bin tausendfach gestorben und tausendfach auferstanden. Leben und Tod lehrten uns die universalen Dinge. Dinge, nach denen Religionen immer gestrebt haben. Weisheiten, um die sich Generationen von Priestern und Wahrsagern vergeblich bemühten.

Du lebst, du stirbst. Du lebst, du stirbst. Du lebst, du stirbst. Und danach bist Du eine Weile tot. Der Tod dauerte einige Sekunden, danach geht das Leben von neuem los. Und doch ist es nicht die Wiedergeburt, an die etwa die Buddhisten glauben. Sie nämlich sind überzeugt, daß das Leben eine Strafe oder Belohnung für die Taten des vorherigen Lebens sei. Das ist es nicht.

Das Leben, das *neue* Leben, unterscheidet sich durch nichts vom alten. Es beginnt *genau wie das alte*. Alle Menschen, alle Häuser und Bäume standen wieder da, wo sie hingehörten. *Gott räumte die Welt jedesmal fein säuberlich auf, zur Feier meiner Wiedergeburt.*

Er stellte alles wieder akribisch an seinen Platz und ich konnte von neuem durchs Leben gehen. Vielleicht machte ich dann etwas anders. Ich gab mir Mühe, nicht zu sterben. Und starb dann doch. Vielleicht auf eine andere Weise als beim letzten Mal. Vielleicht früher, vielleicht später. Es spielte keine Rolle, denn ich würde wieder auferstehen. Gott gab mir drei Leben pro Runde...

Ich erwachte vom lauten Dröhnen einer Turbine. Sie gehörte zu einer Raumfähre, die ein paar hundert Meter entfernt von mir landete.

Erstaunt sah ich, daß eine Gruppe von futuristisch aussehenden Soldaten landete. Ihre Rüstungen waren glänzend weiß und sie trugen schwere Waffen und eine Fahne, auf der sich die querliegende Acht befand. Sie sondierten das Gebiet und als sie erkannten, daß keine Gefahr drohte, stellten sie sich in einer Paradeformation auf.

Dann verließ der Schattenherrscher die Fähre. Er schenkte seinen militärisch grüßenden Offizieren keine Beachtung, sondern kam schnellen Schrittes auf mich zu. Ich traute meinen Augen kaum, denn ich hatte ihm etwas mehr Gespür für die Zeit, in der wir uns befanden, zugetraut. Er war nicht der geniale Feldherr der Zukunft, nicht der strategische Weltraumkrieger, sondern er trug einen schweren Helm und an seinen beiden Brustplatten befanden sich

Totenschädel, die bei jedem seiner Schritte hin- und herbaumelten. Um seinen Hals trug er eine Kette aus Tierknochen. War er in der falschen Zeit gelandet oder hatte er nur vergessen, sich umzuziehen?
Er packte mich am Kragen.
„Wo ist sie?“
Der schwere Helm verlieh der Stimme einen dumpfen, metallenen Klang.
„Du meinst die Maschine?“
Sein Schlag traf mich hart und schleuderte mich mehrere Meter zurück. Aus meiner Nase schoß Blut.
„Allerdings, Idiot. Ich meine die Maschine.“
Wieder kam er auf mich zu und diesmal traf mich sein schwerer Stiefel in den Magen. Ich bekam kaum noch Luft.
Ich deutete auf die Hügel.
„Gut, wir scheinen uns zu verstehen. Wir werden jetzt zusammen losgehen, und die Maschine holen.“
„Und dann?“
„Das ist kein James-Bond-Film. Aber ich sage es Dir trotzdem: *Dann* wirst Du sterben.“
Das klang einleuchtend.
„Und nun führe mich zur Maschine.“
„Und warum sollte ich das tun?“
Er packte mich und drückte mir den Hals zu, bis ich fast das Bewußtsein verlor. Seine Kraft war unglaublich.
„Der Schmerz wird Dich überzeugen.“

Unbeirrt sprach der Schattenherrscher weiter zu mir: „Du bist müde und verbraucht, das spüre ich. Du willst, daß es endet, egal wie. Und es wird enden. All Dein Leid wird enden, wenn ich die Maschine habe. Du weißt es.“

„Wie kann ich Dir trauen?“

„Das kannst Du nicht. Es gibt keine Garantie für Dich. Aber wenn ich keinen Grund mehr habe, Dich zu foltern, könnte ich es *vielleicht* lassen. Andererseits...“

Er wog seinen Kopf hin und her.

„...ist es mir mit der Maschine durchaus möglich, Dich einfach in ein Tier zu verwandeln. Oder Dir all Deine Intelligenz zu rauben. Das war es doch, was Du dem Zauberer angetan hast.“

„Sag mir, wer ich bin. Ich habe versucht, die Sprache der Maschine zu lernen. Und ich beherrsche sie. Ich konnte all die Wesen und Gegenstände um mich herum verändern. Aber ich fand nie einen Hinweis darauf, wer ich bin oder woher ich kam. Wie hoch ist mein Weisheitswert? Wieviel Lebensenergie habe ich? Und warum bin ich so anders als alles um mich herum?“

„Willst Du eine rationale oder eine mystische Erklärung?“

„Ich will die Wahrheit. Sag’ mir, wer ich bin.“

„Du bist die Vergangenheit. So wie ich die Zukunft bin. Du bist nicht real. Und Du gehörst nicht in diese Welt. Ich habe Dir gesagt, ich würde Dich töten, aber das war eine Lüge. Ich will Dich verbannen. Du mußt von hier verschwinden, sonst würdest Du hier alles durcheinanderbringen und die Welt ins Chaos stürzen.“

Es dauerte lange, bis ich mein Erstaunen und meine Fassungslosigkeit überwunden hatte. Nun war *ich* es also, der nicht real sein sollte. Noch besser, *ich* sei es, der die Welt in Unordnung bringen würde.

Hatte ich mich nicht zur Genüge gewundert, wie unwirklich die Welt war? Hatte ich etwa das Land mit einem Krieg überzogen, geführt von einer wütenden Horde Tiernmenschen?

„Du mußt es nicht verstehen. Und nun...führ mich zur Maschine.“

„Du hast mir noch immer nicht gesagt, wer ich bin.“

Ich forderte eine Antwort, doch ich erwartete statt dessen den nächsten Hieb der mächtigen Faust.

„Wer Du bist? Siehst Du es denn immer noch nicht? Bist Du so unendlich verblendet? Du bist das Produkt Deiner Zeit.“

„Meiner Zeit?“

„Der achtziger Jahre. Bon Jovi machte damals noch gute Musik, die Russen waren böse und die Leute trugen keine solch idiotischen Hosen, wo der Arsch so weit unten hängt, daß man ihn nicht als Arsch erkennt.“

Selbst durch den dicken, schwarzen Helm drang eine Spur von absoluter Verachtung.

„Doch nicht nur das. Du bist ein Barbar! Du bist primitiv! Du glaubst an Deine kleine Welt aus 320 mal 200 Bildpunkten. An Deine 16 Farben. Deine drei Leben. Mehr braucht Deine Welt ja nicht. Bäume, Häuser, ein paar Menschen. Vielleicht ein paar Kugeln, die Dir um die Ohren schwirren. Das ist alles, was Du brauchst. Das ist alles, was Du Dir vorstellen kannst. Solange die Kulisse, die um Dich errichtet wird, stimmt, bist Du glücklich. Aber Du mußtest ja einen *Fehler im System* entdecken. Du mußtest Dich auf die *Suche* machen. Und irgendwann machten die Bühnenbildner einen Fehler. Du hast Deinen Glauben an die Welt verloren und deswegen gehörst Du nicht mehr hierher. Du mußt zurückkehren in *Deine Welt*.“

„Was ist meine Welt?“, fragte ich – aber in diesem Moment wurde mir die Antwort klar. Ich erinnerte mich und die einzelnen Bilder verdichteten sich zu Geschichten: Man stellte gerade neue *Pershings* auf, um damit die *SS-20* in Schach zu halten. Man drohte sich die atomare Vernichtung an, spielte internationales Tic-Tac-Toe und hörte dazu Queen.

Ich sah mich, in einem Schulbus sitzend. Hübi saß vor mir, er hatte ein paar coole, neue Spiele. Eines war sogar verboten, weil Hakenkreuze darin vorkamen. Man mußte die Wachen bestechen, Türen mit einem Zahlencode öffnen und Hitler umbringen. Mädchen waren dumm und zickig, weil sie nicht verstanden, worum es ging, wenn man sich über so etwas unterhielt.

„Nun, siehst Du, was Du bist? Du gehörst nicht hierher, glaub mir. Diese Welt hier ist anders als die, aus der Du kommst. Hier regiert die Klarheit, in einem Reich aus Bildpunkten. Alles ist binär. Und alles ist wahrhaftig und ästhetisch. So, wie es nie wieder sein wird. Also geh' zurück in Deine verfluchte, unscharfe und verlogene Dimension!“

Er hatte recht. Ich wußte, daß es später einmal andere Maschinen geben würde, aber die Klarheit der 16 Farben würde nie wieder erreicht werden – denn je mehr Farben man hatte, desto verwässerter waren sie, desto mehr glichen sie dem, was man im wirklichen Leben mit den wirklichen Augen sah. Und irgendwann würde die Grafik, die einstmals Kunst war, nichts anderes mehr sein als ein Abbild der alltäglichen Realität. Dies wäre der Tod der Fantasie. Ich wollte diese Welt nicht verlassen. *Alles* wäre besser als das.

Lieber würde ich hier sterben und wieder auf den Aztekentempel zulaufen.
Lieber würde ich dem Schattenherrscher die Maschine aushändigen...

„Geh' voran“, trieb er mich vorwärts.

„Sie ist hier oben, in einer der Höhlen, richtig?“

Ich nickte.

Mußte es wirklich so enden? Mußte ich diese Welt, die ich so sehr brauchte, verlassen? Ich liebte sie. Ich liebte alles an ihr, ihre Bewohner, ihre Schiffe, ihre ganze Philosophie. Ich liebte sogar den brutalen Schattenherrscher, der einige Schritte hinter mir marschierte und mich unbarmherzig vorantrieb. Er gehörte zu dieser Welt wie alles andere. Eine Welt ohne Gegner wäre todlangweilig!

Ich dachte an die Spinnen, die sich unermüdlich an ihren selbstgesponnenen Fäden auf und ab bewegten. Niemals tat eine Spinne etwas anderes als krabbeln, niemals sah ich eine Spinne einfach nur unbewegt dasitzen. Sie alle bewegten sich auf und ab, nur um mich zu beißen. Sie waren im Grunde arme Geschöpfe, denn sie hatten nur eine einzige Chance. *Eine* verfluchte once-in-a-lifetime-chance: nur den winzigen Moment, in dem ich versuchte, an ihnen vorbeizuhuschen. Ich dachte an die Skorpione, die ebenso unermüdlich hin- und herliefen und darauf warteten, daß ich einen Fehler machte und geradewegs in ihren giftigen Stachel trat. Ich dachte an die unzähligen Piranhas, denen ich entkommen war. Sie alle gehörten zu meiner Welt und ich wollte keinen von ihnen missen.

„Ich kann Dir die Maschine bringen.“, sagte ich zu dem Schattenherrscher.

„Ich werde Dich begleiten. Denn ich kann nicht zulassen, daß Du die Maschine zerstörst.“

„Und ich kann nicht zulassen, daß Du sie mißbrauchst.“

„Du Narr! Willst Du Dich wieder in der ewigen Einsamkeit finden?“

„Lieber bin ich ewig einsam, als die Welt in die Finsternis zu stürzen. Ich gehe alleine. Und ich gebe Dir mein Wort, daß ich die Maschine nicht zerstören werde. Du kennst mich. Und Du weißt, daß Du mir vertrauen kannst - *ich werde sie nicht zerstören, denn ich könnte es nicht.*“

„Also gut, dann geh' eben alleine. Aber Du mußt wissen, daß meine Kreaturen Dich genau beobachten werden. Falls Du mich hintergehen willst, werde ich Dich ewig Schmerzen spüren lassen.“

Ich nickte und machte mich auf den Weg. Erneut ging ich die schmalen und beschwerlichen Pfade bis hinauf auf den Berg, während über mir gigantische Geier ihre Kreise zogen, um mich im Auftrag ihres Herren zu überwachen. Oben angekommen suchte ich die Höhle, in der die Maschine verborgen war. Ich fand sie – sie war nicht berührt worden, seit ich sie damals hier verborgen hatte.

Ich war nun jenseits aller Grenzen. Es war, als sei ich zu einem Gesetzlosen geworden, als hätte ich alle Heiligtümer dieser Welt geschändet. Ich hatte die Barriere aus Ziffern durchbrochen. Die Ziffern, die mich hätten definieren

sollen, waren nicht mehr im erlaubten Bereich. Und das große System hatte reagiert und mir eine lausige Fehlermeldung entgegengeschleudert.

Illegal Quantity Error.

Und ich? Wußte nicht, woher ich kam und wohin ich ging.

Out of Data Error.

Paßte ich wirklich nicht hierher, zu all diesen Geschöpfen?

Type Mismatch Error.

Verstand mich niemand?

Syntax Error.

Schuldig. Schuldig aus Gier nach Leben. Schuldig des einzig möglichen Kapitalverbrechens: Hinter die Kulissen geblickt zu haben. Ich wußte, was ich nicht wissen durfte. Ein fataler Systemcrash wäre die Folge, würde ich so weitermachen, weiter mein Unwesen treiben in dieser seltsamen Welt, in der sich grüne, schleimige, außerirdische Tentakelwesen mit Pappnasen und falschen Bärten tarnten. In der schwarze Ninjas durch die Luft wirbelten, Ameisen nach Diamanten gruben und Geister sich in Energiefallen (zu je \$600 das Stück) fangen ließen.

63

Ich war bereit für den letzten Akt. Meine Gedanken ließen sich nicht mehr zähmen. Ich schaltete die Maschine ein und starrte gebannt auf den blauen Kristall, der ein letztes Mal zu leuchten begann. Mir würde nicht viel Zeit bleiben.

Vieles von dem, was der Schattenherrscher mir gesagt hatte, stimmte: „*Jede Zeit hat ihre Bösewichte*“ – damit hatte er eindeutig recht. Auch ich hatte ihm die Wahrheit gesagt: „*Ich werde die Maschine nicht zerstören.*“

Und dennoch würde etwas Entscheidendes passieren. Jetzt, in dieser Minute, da ich hier vor der Maschine saß. In dieser Minute, die der Schattenherrscher nutzte, um meine Spuren zu lesen und mir heimlich zu folgen.

Tränen der Erleichterung liefen mir über die Wangen, als ich mit der Maschine sprach.

„Vierundsechzig, hörst Du mich?“

„Du bist zurückgekehrt! Bist Du bereit?“

Ich nickte.

„Bist Du es?“

READY .

64

Ich wußte, was ich zu tun hatte. Es durfte nicht untergehen. Ich liebte diese Welt und ich würde sie erhalten, real oder unreal, ganz gleich, was es kosten mochte. Eine Stimme in mir war erwacht, die stärker war als jede Vernunft.

POKE 53280,0

Der Himmel färbte sich schwarz.

POKE 53281,0

Die Erde färbte sich schwarz und die Schwärze der Erde verband sich mit der des Himmels.

Ich wußte, was ich tat – was ich *herbeiführen* würde.

Ein gewaltiges Erdbeben würde das Universum erschüttern, die Welle des schwarzen Nichts würde sich über tausende Planeten ergießen. Das große Register würde gelöscht werden. Die Herrschaft der Null hatte begonnen, aber sie würde weniger als einen Augenblick andauern.

Und vielleicht wurden nun all die Welten, die ich gesehen und durchstreift hatte, vernichtet werden – jede mit den Mitteln ihrer Zeit. Die karibischen Städte würden überschwemmt, das mittelalterliche Europa von der Pest heimgesucht, die Welt der 80er Jahre würde an einem versehentlich ausgelösten Atomschlag zugrunde gehen.

Und danach? Danach wäre der Weg frei für einen Neubeginn. Alle Lebewesen würden wiedergeboren werden. Es würde eine neue Blütezeit geben. Piraten würden die Karibik bevölkern und sich gegenseitig bekämpfen. Das Böse, der Tod und die Gier nach Macht würden ebenfalls wiederkehren. Aber das gehörte nun mal zum Leben. Und das Leben war wunderschön.

SYS 64738

Ich blickte in das blaue Kristall und kniete nieder. Die Aufschrift der Taste bedeutete *Rückkehr*, so hatte man mir gesagt. Und darum ging es mir. Zurück. In *diese* Welt, in die 80er, oder in die Karibik des 16. Jahrhunderts. Einfach zurück.

Ich dachte an mein Leben, an alles was ich gesehen und erfahren hatte. Ich dachte an die Piraten, an den Philosophen, den Mathematiker und den Eremiten. Sie alle hatten sich geirrt. Es ging nicht darum, die Fassade der Welt einzureißen, nur um dahinter die vermeintliche Realität zu erkennen. Es ging nicht darum, einen *Ausweg* zu finden und ein dauerhaftes Glück anzustreben. Glück existierte nicht alleine. Die Welt war binär und zum Glück gehörte das Leid. Das Geheimnis des Lebens war nicht, daß es eine tiefere Weisheit hinter dem gibt, was wir sahen. Es war noch viel einfacher - das Geheimnis des

Lebens war, daß das Leben niemals endete. Daß es immer weiterging. Und daß es weitergehen mußte, egal, was passierte. Ein Mensch folgt dem anderen, eine Generation der vorigen, Epoche auf Epoche, Weltzeitalter auf Weltzeitalter. Und das Leben *ging* weiter. Das Leben *geht* weiter.

Ich dachte an Steffi, die sprechende Schlange. *Dies* war die Realität. Und ich war glücklich, als ich die Taste betätigte, die etwas größer als die anderen war. Ich wußte nicht, wie lange ich hier gelebt hatte, ich wußte nicht, wann ich wiedergeboren würde. Ich wußte nur, daß es passieren würde. Und daß ich für immer hier leben würde. Denn dies ist meine Welt.



"Du glaubst an Deine
kleine Welt aus 320
mal 200 Bildpunkten.
An Deine 16 Farben.
Deine drei Leben.
Mehr braucht Deine
Welt ja nicht.
Baeume, Haeuser, ein
paar Menschen.
Vielleicht ein paar
Kugeln, die Dir um
die Ohren schwirren.
Das ist alles, was Du
brauchst.
Das ist alles, was Du
Dir vorstellen
kannst."